

HANS-HELMUT HINTERTHÜR

Auch Eltern waren
einmal Kinder

ERINNERUNGEN

Warum

ich meine Erinnerungen an Kindheit und Jugend aufschreibe?

Weil jeder Prominente und alle, die sich für prominent halten, ihre Biographien schreiben.

Nicht dass ich mich für prominent halte, aber Veronika Feldbusch¹ hat gesagt: „Alle Idioten schreiben ein Buch, warum ich nicht“.

Das hat mir gefallen!

Aber jetzt mal ernst:

Der Auslöser für die Idee, dieses Buch zu schreiben, war eine Fernsehsendung. Der Schauspieler Manfred Krug stellte sein Buch vor und sprach über Erinnerungen, die er an die Zeit vor und nach Kriegsende hatte.

Dabei erzählte er, dass er einmal aus der Gulaschkanone² der abziehenden deutschen Soldaten kurz vor der Kapitulation 1945 eine ordentliche Portion abbekommen hätte, was bei der herrschenden Lebensmittelknappheit nicht unerheblich war.

Da habe ich zu Gisela³ gesagt:

„Das habe ich doch genau so erlebt! Ich bin so alt wie der Manfred Krug, da werden sicher aus dieser Zeit noch mehr Gemeinsamkeiten sein als das Erlebnis mit der Gulaschkanone“.

„Warum schreibst du es dann nicht einfach auch auf“, bekam ich zu hören. „Dann haben deine Kinder und Enkelkinder die Möglichkeit, später mal Antworten auf Fragen zu erhalten, die sie irgendwann mal nicht mehr stellen können. Ich habe leider fragen wollen, als es zu spät war“, sagte sie. „Mein Vater ist zu früh gestorben und meine Mutter kann ich nicht mehr fragen, weil sie nicht mehr in der Lage ist, zu antworten“.

Ja, dann mal allen Mut zusammengefasst und ran an die Erinnerungen.

¹ eine hübsche junge Frau, die es zur Zeit versteht, in vielen Fernseh- und Werbesendungen präsent zu sein

² Feldküche

³ meine Frau, die ich seit 1956 kenne und mit der ich 48 Jahre glücklich verheiratet bin, die Mama für unsere Kinder und die Oma Gisela für unsere Enkel

1937

1937 war das Jahr, als meine Mama⁴ ihr viertes und mein Papa⁵ sein drittes Kind bekam. Mein Bruder Willi war schon auf der Welt, als sie sich kennenlernten. Mama hat uns mal erzählt, dass sie sehr unerfahren in Liebesdingen war und durch die Geburt von Willi in eine schwierige Lage kam. Sie war in Wennemen groß geworden, einem Dorf, das heute zu Meschede gehört. Es gab sicher viele Vorurteile, wenn ein Kind unehelich geboren wurde, zumal der Vater von Willi auf Drängen seiner Mutter nicht zu seiner Liebe gestanden und sie nicht geheiratet hat.

Was soll`s? Willi war unser Bruder, so oder so. Und was wäre aus mir und meinen anderen Geschwistern geworden, wenn Mama diesen Typen geheiratet hätte?

Willi wurde 1923 geboren, Heinz folgte 1932 und Ingrid 1934. Ich bin also das Nesthäkchen und war vielleicht nicht mehr so im Plan, als ich 1937 zur Welt kam. Mama war immerhin schon 36 Jahre alt. Heute ist es im Gegensatz zu damals eher üblich, Kinder *spät* zu bekommen.

Sie hat mir mal gesagt, dass eine Tante von mir ihr geraten hätte, etwas gegen ein weiteres Kind zu unternehmen. Dabei sagte sie aber auch: „Was bin ich froh, dass ich dich noch bekommen habe“.

Was bin *ich* erst froh. Wer sonst sollte dann diesen Rückblick schreiben?!



Heinz, Ingrid und Helmut



Willi, Heinz und Helmut

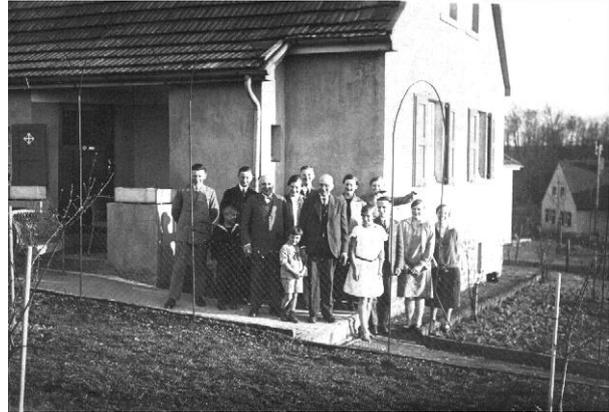
⁴ Elisabeth Hinterthür geb. Lahme, geboren am 15. Juni 1901 in Meschede

⁵ Heinrich Hinterthür, geboren am 26. April 1902 in Wuppertal

Bergfrieden

Heinz, Ingrid und ich sind auf dem Bergfrieden groß geworden, einer Siedlung, die im Süden von Wuppertal liegt (Wuppertal-Lichtscheid).

Willi blieb zuerst in Wennemen bei Onkel Heinrich und seiner Frau Anna, bei denen auch unsere Oma mütterlicherseits wohnte. Onkel Heinrich war der Bruder von Mama, einer von elf Geschwistern. Einige dieser Geschwister sind früh gestorben, wir Kinder haben nur Tante Paula, Tante Anna und Onkel Heinrich gekannt. An meine Oma aus Wennemen kann ich mich nicht erinnern. Es besteht eine vage Vorstellung von ihr, die aber auch von Bildern stammen kann. Von meinem Opa weiß ich leider gar nichts. Er muss früh gestorben sein. Man merkt leider erst, wenn es zu spät ist, dass man eher bestimmte Fragen hätte stellen sollen.



Bergfrieden 16a

Mama und Papa haben 1930 geheiratet und anschließend Willi zu sich geholt. Kennengelernt haben sie sich, als Mama, die in Wuppertal als Haushaltshilfe arbeitete, mit einer Freundin einen Bekannten im Krankenhaus besuchte. Der Mann, dem dieser Besuch *nicht* galt, aber im selben Zimmer lag, muss ihr wohl besser gefallen haben. So sind wir an unseren Papa geraten.

Die Siedlung Bergfrieden wurde 1923 fertig gestellt. Der Bau dieser Häuser wurde nach dem ersten Weltkrieg mit staatlichen Geldern gefördert, damit Kriegsversehrte und kinderreiche Familien ein neues Zuhause bekamen.

Meine Oma väterlicherseits hatte immerhin sechs Kinder. Das waren keine elf wie in Wennemen, aber immerhin genug, um viele Sorgen zu haben. Denn mein Großvater, der in Wuppertal-Barmen eine Schreinerei besaß, war im Krieg tödlich verunglückt. Papa war der älteste Sohn und musste deshalb seine Lehre als Schreiner abbrechen und Geld verdienen.

Nach ihrer Heirat wohnten unsere Eltern und nach und nach wir Kinder mit der Oma zusammen im Haus. Oma bewohnte zwei Zimmer, wir hatten zwei im Erdgeschoss und zwei ausgebaute kleine Zimmer auf dem Oller⁶.

Ein Badezimmer gab es nicht, man wusch sich am Spülbecken in der Wohnküche. Einmal in der Woche wurde eine Grundreinigung vorgenommen. Als wir kleiner waren, setzte Mama eine kleine Badewanne auf zwei Stühle und badete uns darin. Anschließend brachte sie uns huckepack⁷ die Treppe hoch zum Schlafen.

⁶ Dachboden

⁷ auf dem Rücken

Später badeten wir in einer Zinkbadewanne, die in der Waschküche stand. Das heiÙe Wasser dafür lieferte ein Kessel, der fest installiert war und befeuert werden konnte. Darin wurde auch am Washtag die WÙsche gekocht.

Ein schon vorhandener Luxus bei der groÙen WÙsche war ein Bottich, in dem anschließend mit Hilfe eines Wassermotors die WÙsche gewaschen und gespÙlt wurde. Handarbeit war zusätzlich angesagt, ein Waschbrett gehörte auf alle FÙlle auch noch zum Inventar. Mit einem handbetriebenen Wringer, der auf dem Bottich montiert war, wurde die WÙsche dann so ausgewrungen, dass man sie auf die Leine hÙngen konnte.

Die Waschküche lag zwischen einem kleinen Flur, der zur Treppe und zu den Zimmern fÙhrte und dem Klo, das genau die GrÙÙe hatte, um beim GeschÙft die TÙr schließen zu können. Das DÙnne und das Dicke wanderten von dort in eine Grube. Das DÙnne versickerte im Boden, das Dicke wurde ab und zu in den Garten getragen und untergegraben. Das war mÙglicherweise mit der Grund dafür, dass sich das GemÙse immer prÙchtig entwickelte.

Das Haus war zum Teil unterkellert. Papa hatte eine groÙe Werkbank aufgestellt, an der gehobelt und repariert wurde. GroÙe VerschlÙge fÙr Kohlen und Kartoffeln waren eingerichtet, um warm und satt über den Winter zu kommen. Es wurden noch Unmengen von Kartoffeln eingekellert.

Einen KÙhlschrank kannten wir natÙrlich noch nicht. Mama stellte im Sommer die Butter, die Wurst und den KÙse in eine Mauernische unterhalb der Kellertreppe, die über einen Luftschacht mit Frischluft versorgt wurde. Das war die kÙhlste Stelle im Haus.

Umgeben war das Haus von einem kleinen Vorgarten, kleinen Wiesen mit ObstbÙumen neben dem Haus und einem groÙen Nutzgarten. Jedenfalls kam mir der Garten immer sehr groÙ vor, vor allem, wenn jÙten und umgraben angesagt war oder es galt, die Baumscheiben vom Unkraut zu befreien. Da musste Papa schon mal laut nach mir pfeifen, wenn mir eher nach Ballspielen mit meinen Freunden als nach Gartenarbeit zumute war.

Unsere Nachbarn waren Familie Klaus und Familie RÙmmmler. Klaus besaÙen ein kleines LebensmittelgeschÙft. Das war sehr praktisch, brauchten wir doch nicht weit zu laufen, wenn wir zum Einkaufen geschickt wurden. Die nÙchsten GeschÙfte waren auf dem Lichtenplatz, immerhin rund zwanzig Minuten zu FuÙ. Das ist viel Zeit, wenn man lieber spielen mÙchte.

Frau und Herr RÙmmmler waren die guten Nachbarn fÙr alle FÙlle. Sie hatten ein Telefon, das wir in dringenden FÙllen benutzen konnten. Ein Telefon zu besitzen war schon etwas Besonderes. Wir Kinder hatten nie Gelegenheit, den selbstverstÙndlichen Umgang damit zu trainieren. Das war sicher der Grund dafür, dass ich vor lauter Aufregung kein Wort verstand, als ich mit siebzehn Jahren am Anfang meiner Lehre ein TelefongesprÙch entgegen nehmen musste.

Herrn RÙmmmler war Hobby-BienenzÙchter. Bei ihm lernten wir eine Menge über die Honigsammler, durften uns die BienenvÙlker aus der NÙhe ansehen, beim Honigschleudern assistieren und natÙrlich den Honig aus den Waben lutschen.

Frau RÙmmmler hatte oft einen Apfel oder eine Birne fÙr uns bereit, wenn sie uns sah. NatÙrlich schmeckten die Äpfel aus Nachbars Garten immer besser als die eigenen. Sie

wuchsen auch oft aus Nachbars Garten über die Hecke zu uns herüber, so dass man nur rein zufällig an einen Ast stoßen musste, um auch auf diese Weise in den Genuss zu kommen.

Wichtiger als das alles war aber für uns, dass Rümmlers für uns da waren, wenn wir Hilfe brauchten oder glaubten, Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Ich erinnere mich gut, dass ich einmal längere Zeit alleine im Haus war und so Angst bekam, dass ich zu den Nachbarn lief. Ich fühlte mich krank und elend, Frau Rümmler erkannte aber sehr schnell, was mit mir los war und konnte mich natürlich schnell heilen.

Wenn ich an Herrn Rümmler denke, habe ich immer einen Mann vor Augen, wie er in Theodor Fontanes Gedicht „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ beschrieben wird.

Die Umgebung des Bergfriedens war ein Paradies für uns Kinder. Auch deshalb haben wir nicht mitbekommen, dass unser Zuhause sehr einfach und das Geld immer knapp war. Wir mussten beim Spielen Phantasie entwickeln. Ein Holzspielzeug wie eine Schubkarre, die ich besaß, war schon etwas Besonderes. Wir haben mit einem Schibbelreifen⁸ die Umgebung erkundet, die überwiegend aus Wald bestand. Dort konnten wir uns Buden aus Stöcken und Reisig bauen, deren Wände mit Farn verkleidet wurden. Wir sind auf Bäume geklettert, auf die meine Kinder nie hätten klettern dürfen und haben uns Verstecke in großen Farnfeldern angelegt. Im Böhler Bach, der im Tal das Freibad Bendahl speiste, wurden Teiche angelegt und selbst gebaute Schiffe zu Wasser gelassen.

Auf zwei größeren Wiesen machten wir Ballspiele oder ließen Windvögel in den Himmel steigen. Die waren natürlich auch selbst gebastelt. Die eine Wiese gehörte zur Bundeshöhe, die heute ein Schulungs- und Begegnungszentrum des CVJM ist und damals auch ein Gemeindezentrum der evangelischen Kirche war. Die andere kleinere Wiese im Wald war das „Karnickelfeld“, ein Name, der sicher nicht amtlich war.

Nicht weit davon war der „Kattendiek“, der Katzenteich – sicher auch ein nicht amtlicher Name. Er hatte ihn angeblich dadurch erhalten, dass einige nicht sehr gefühlvolle Zeitgenossen überzählige Katzenbabys in Säcke packten und dort ertränkten.

Ich verbinde allerdings nur positive Erlebnisse damit. Man konnte beobachten, wie sich aus Froscheiern Kaulquappen entwickelten, aus denen dann Frösche wurden. Die dort lebenden Molche waren nicht weniger interessant. Wir sind ins Wasser gewatet und haben sie mit der Hand gefangen und ins Einmachglas befördert. Mama war nicht immer begeistert, wenn wir damit ankamen, war aber damit einverstanden, solange die Tiere ordentlich behandelt wurden. Wir haben sie deshalb wieder zurück gebracht.

Wenn der Teich im Winter zugefroren war, haben wir darauf eine Art von Eishockey mit Knüppeln und leeren Dosen gespielt. Der Teich war nicht so tief, als dass wir ernsthaft in Gefahr geraten konnten, wenn das Eis nachgab.

Da der Bergfrieden auf einer Anhöhe über dem Wuppertal liegt, gab es für uns im Winter viele Möglichkeiten, Schlitten zu fahren. Beliebter war der Waldweg, eine kleine Waldstraße, die heute noch die Ronsdorfer Straße mit dem Böhler Weg verbindet. Als wir größer waren, sind wir auch von der Bundeshöhe fast bis zum Bad Bendahl gefahren, immerhin eine Strecke von rund 1200 Metern.

⁸ ein Holz- oder Metallreifen, der mit einem Stock angetrieben zum Laufen gebracht wurde

Erste Erinnerungen

Wenn man im Alter von 70 Jahren versucht, sich seine frühesten Kindheitserinnerungen bewusst zu machen, kommen nur Bruchstücke von Begebenheiten ins Gedächtnis, die man örtlich und vor allem zeitlich kaum einordnen kann. Man merkt dann schnell, dass nicht der „normale“ Ablauf zu Hause die ersten Eindrücke hinterlassen hat, sondern aus der damaligen Sicht heraus außergewöhnliche Ereignisse wie Fahrten nach Wennemen oder Aufenthalte in Ohle (gehört heute zu Plettenberg) bei Tante Hildegard, einer Schwester von Papa.

Ich erinnere mich daran, dass ich bei einem Besuch in Wulmeringhausen mit der Tochter meiner Cousine Änne in einem Bach gespielt habe und alle besorgt waren, weil wir ziemlich nass nach Hause kamen. Ich muss da zwischen drei und vier Jahre alt gewesen sein. Wulmeringhausen gehört heute zu Olsberg, das etwas mehr als 20 km von Wennemen entfernt ist.

Meine Cousine Änne sowie ihre Schwester Johanna hätten vom Alter her meine Mutter sein können. Das lag daran, dass der Altersunterschied zwischen Mama und ihrer Schwester Anna, der Mutter von Änne und Johanna, sehr groß war.

Sehr schwach sehe ich noch die Wohnungen von Tante Anna und von Onkel Heinrich vor mir. Ich weiß, dass Onkel Heinrich immer das Radio an hatte, wenn er auf dem Sofa sein Nickerchen machte und dass ich einmal schrecklich erschrocken war, als ich im Bett von Tante Anna (hier die Frau von Onkel Heinrich) wach wurde. Sie trug ihr Haar sonst hochgesteckt, im Bett hatte ich aber eine für mich riesige Flut von schwarzen Haaren vor Augen, als ich sie öffnete. Warum mich das so beeindruckt hat: Ich weiß es nicht. Es ist jedenfalls haften geblieben.

Ebenfalls noch im Gedächtnis ist ein Osterspaziergang. Der Osterhase hatte einiges am Wegesrand versteckt. Erst später habe ich bemerkt, dass er einige Eier auch mal schnell wieder versteckte, obwohl ich sie schon einmal gefunden hatte.

Tante Hildegard, eine Schwester von Papa, war Kindergärtnerin in Ohle. Es hatte sicher mit der immer bedrohlicheren Lage in den Städten zu tun, dass Ingrid und ich 1941 längere Zeit dort waren und den Kindergarten besuchten. Denn der zweite Weltkrieg war 1939 ausgebrochen. Ich habe nachgelesen, dass schon am 26. August 1940 die Briten einen Angriff auf Berlin flogen, nachdem einen Tag vorher eine deutsche Bomberbesatzung versehentlich die Innenstadt von London bombardiert hatte, statt ein Industriezentrum anzugreifen. Als dann am 14. November 1940 die Stadt Coventry von den Deutschen fast zerstört wurde, begannen die Briten damit, groß angelegte Flächenangriffe auf deutsche Städte zu fliegen.

Ich war viereinhalb Jahre alt und wusste zum Glück nichts davon. Sehr gern erinnere ich mich daran, wie wir singend mit Tante Hildegard durch den Wald gelaufen sind, der oberhalb der Straße Werdohl-Plettenberg verläuft. Rast wurde an einer Gaststätte gemacht, die im Garten einen Spielplatz hatte. Später bin ich öfters geschäftlich an dieser Gaststätte vorbei gekommen und hatte dabei immer die Bilder einer für uns damals sehr glücklichen Zeit vor Augen.



Der kleine Helmut



Ingrid und Helmut



Im Kindergarten

Tante Hildegard hat Anfang 1944 Onkel Martin geheiratet. Das passt zeitlich nicht zu meiner Kindergartenzeit, aber die Hochzeit hat deshalb Eindruck auf mich gemacht, weil es viel Kuchen und sonstige gute Sachen gab, was in dieser Zeit nicht mehr selbstverständlich war. Mama war allerdings irgendwann der Meinung, ich hätte genug zugeschlagen. „Die anderen wollen auch noch Kuchen essen“, sagte sie – oder so ähnlich.

Was ich nicht vergessen kann: Es blieb noch eine Menge Kuchen übrig.

Nur Tante Hildegard besaß einen Fotoapparat. Die wenigen Bilder, die wir aus dieser Zeit haben, hat sie fotografiert.

Zu den ersten Erinnerungen gehört auch, welche Geduld Mama aufgebracht hat, wenn Ingrid und ich in der Wohnküche zusammen spielten.

Wir haben Kuchen gebacken.

Es wurden Stühle zusammen geschoben und damit eine Ecke vor der Tür zum Schlafzimmer abgeteilt. Auf den Sitzflächen stellte Mama alles bereit, damit wir Brote mit Butter und Marmelade beschmieren konnten, die dann übereinander gestapelt und in kleine rechteckige Stückchen zerteilt, eine Menge Törtchen ergaben.

Das ging noch einigermaßen ordentlich über die Bühne.

Wenn Mama uns aber Teig anrührte, damit wir uns in kleinen Pfännchen Pfannekuchen backen konnten, bekam der Herd einiges ab. Die Fettspritzer und Teigreste, die nicht in den Pfännchen bleiben wollten, machten hässliche Flecken auf der Metalloberfläche, die nur schwer wieder zu entfernen waren.

Wir hatten damals noch einen alten Küchenherd, der zum Heizen und Kochen diente. Eine silberfarbene gestrichene Ofenpfeife, die oben über ein Kniestück im Kamin saß, leitete den Qualm ab. In diesem Kniestück saß ein Schieber, mit dem man den Weg zum Kamin öffnen oder schließen konnte, um den Abzug zu regulieren.

Als ich drei oder auch vier Jahre alt war, machte mir dieser Schieber gewaltig Angst. Der Knopf zum Anfassen in der Mitte war für mich eine Nase und die beiden Schrauben rechts und links davon waren Augen. Wenn dann der Schieber auch noch wackelte, wenn der Wind im Kamin pfiß, war es mit meinem Mut vorbei. Aber irgendwann habe ich gelernt, dass ich keine Angst davor haben muss oder habe den Schieber einfach ignoriert.

Der zweite Weltkrieg

Die ersten Kriegsjahre

Als der zweite Weltkrieg 1939 ausbrach, war ich zwei Jahre alt.

Willi wurde 1941 mit achtzehn Jahren zur Wehrmacht eingezogen. Er hatte nach der Schule eine Schneiderlehre gemacht, konnte aber seinen Beruf nie richtig ausüben.

Wie viele mit ihm musste auch er immer damit rechnen, seine Lieben zu Hause nie mehr wiederzusehen. Er ließ nicht nur seine Eltern und Geschwistern zurück, sondern auch seine Freundin Inge, zu der er schon eine feste Beziehung aufgebaut hatte. Dass diese Beziehung sehr stark war, merkte ich einige Jahre danach, als endgültig klar war, dass Willi nicht mehr zurückkommen würde. Inge besuchte uns mit ihrem neuen Freund, stellte ihn vor und bat um Verständnis dafür, dass sie nicht länger warten konnte. Das war eine große Geste und alles andere als selbstverständlich.

Ich weiß noch genau, dass ich Bilder für Willi gemalt habe, die ihn per Feldpost erreichten. Es waren keine Kunstwerke, aber Willi hat in seinen Briefen betont, wie sehr er sich darüber gefreut hat.

Papa bekam 1942 den Einberufungsbefehl. Mama war ab da für alles alleine verantwortlich. Sie musste sich und ihre Kinder durch eine schwere Zeit bringen und hatte außer durch Briefe und bei gelegentlichen Urlaube von Papa keine Gelegenheit, sich mit dem Partner auszutauschen.

Mir fällt leider aus dieser Zeit nur ein, dass Papa aus Frankreich Schokolade mitbrachte, die in runden Dosen verpackt war. Das bleibt bei einem Kind hängen. Erst nachträglich wird einem bewusst, welche Last alle Frauen zu Tragen hatten, deren Männer und Söhne im Krieg waren.

Soviel ich noch weiß, war Papa zuerst in Frankreich stationiert, wurde dann nach Italien, Estland und zuletzt nach Russland abkommandiert.

Mama hat alles versucht, ein Treffen zu ermöglichen, als er zwischen Frankreich und Italien eine kurze Zeit in einer Duisburger Kaserne war. Wir sind mit dem Zug von Thüringen (davon erzähle ich später) nach Duisburg gefahren mit der Hoffnung, ihn dort zu sehen. Riesengroß war dann die Enttäuschung, als die Kaserne leer war und wir erfuhren, dass die Soldaten kurz vorher nach Italien verlegt worden waren.

Das Leben in den Städten wurde durch die Bombardierungen immer unsicherer, ein Grund für das Regime, die Kinder aufs Land zu bringen. Man nannte das die KLV, die Kinderlandverschickung. Ingrid und ich waren noch zu jung dafür, wir waren zeitweise in Plettenberg bei Tante Hildegard, wie bereits erzählt.

Heinz wurde 1942 mit Kindern aus der Umgebung nach Mainfranken geschickt. Er lebte ein halbes Jahr auf einem Bauernhof und weiß von der Gastfamilie nur Gutes zu erzählen. Mama war sicher davon überzeugt, dass unter den damaligen Umständen die Trennung richtig war. Die ländlichen Gebiete wurden nicht bombardiert, die Versorgung mit Lebensmitteln war gut.

Heinz war erst zehn Jahre alt. Mir wurde erst später bewusst, dass er und sicher alle Kinder ein unheimliches Heimweh hatten.

Bei einer Radtour 2001 am Main entlang haben wir Ella besucht. Ella lebte damals auf diesem Bauernhof, war da aber schon achtzehn Jahre alt. Ich habe also eine rüstige ältere Dame kennen gelernt, die noch viel aus dieser Zeit zu erzählen hatte. Heinz hatte allerdings schon vorher Kontakt zu ihr.

Bei diesem Besuch zeigte er mir das Dorf und das Haus, wo er gewohnt hatte. An einer Stelle sagte er zu mir:

„Hier habe ich gestanden und mir die Sterne angesehen. Die Sterne, die ich sehe, sieht jetzt die Mama zu Hause auch, habe ich mir damals gesagt“. Das war sicher Trost und grenzenloses Heimweh zugleich.

Mama hat ihm in dieser Zeit Bilder von Ingrid und mir geschickt, die Tante Hildegard in Ohle fotografiert hatte. Wie er mir jetzt sagte, löste das aber auch wieder große Sehnsucht nach Hause aus.

Als Heinz wieder in Wuppertal war, hatte ich Mühe, meinen Bruder zu verstehen. Er hatte sich in dem halben Jahr einen Dialekt angeeignet, an den ich mich erst gewöhnen musste, den er aber auch genau so schnell wieder verlor.

Luftangriffe auf Wuppertal

Ich habe folgende Beiträge einer Web-Seite entnommen, die meiner Meinung nach seriös die damaligen Ereignisse beschreibt. Die Rechte liegen bei

Der Zweite Weltkrieg in Wuppertal
Copyright © 2003 Marina Alice Mutz
"Genealogie Mutz - Frensel"

Aber dann kam das Schreckliche auch über unsere Stadt. Am **30. Mai 1943** flogen nachts 650 britische Bomber in fünf Wellen in einem 10 km breiten Strom **Barmen** und **Ronsdorf** an und vernichteten die alten Stadtteile mit 920 Tonnen Spreng- und 1014 Tonnen Brandbomben. Für viele Bürger gab es im Feuersturm kein Entrinnen. Das Grauen ist kaum zu beschreiben. Fast 4 000 zerstörte Häuser und 3 380 Tote, eine furchtbare Bilanz!

Von den 280 000 abgeworfenen Brandbomben ging ein Teil auch über **Langerfelds** Süden nieder. Die meisten Brände konnten gelöscht werden. Einige Häuser wie in der Ehrenberger Straße brannten durch Phosphor völlig aus. Nach den Erfahrungen beim Barmer Angriff wurden im Ort neue Schutzräume geschaffen, alte Wasserstollen geöffnet und ausgebaut, Mauerdurchbrüche zwischen den Häusern geschaffen und Gartenzäune und Trennmauern stellenweise beseitigt, zu Tunnel Zugangswege angelegt. An allen Häusern der Hauptstraße wurde der Eingang zu Schutzräumen gekennzeichnet.

Der Bergfrieden gehört zu Wuppertal-Barmen. Da er aber auf einer Anhöhe über der Stadt liegt, hat uns beim Barmer Angriff nicht die volle Wucht der Bombenabwürfe getroffen.

Wir haben den Angriff bei unseren Nachbarn Klaus im Keller abgewartet. Der war zu einem Luftschutzraum ausgebaut worden. Eine dicke eiserne Tür sollte Schutz vor dem gewaltigen Luftdruck der Explosionen bieten. Doppelbetten waren aufgestellt, damit die Kinder während der langen Nacht, in der man sich nicht nach Hause traute, Ruhe finden konnten.

Ich weiß nicht mehr, welche Schäden auf dem Bergfrieden und in den anliegenden Straßen bei diesem Angriff entstanden sind. Uns hat es stärker getroffen, als einen Monat danach Elberfeld heimgesucht wurde.

Und dann geschah das seit langem Befürchtete. Am **25. Juni 1943**, ab 1:00 Uhr, griffen 630 britische Bomber **Elberfeld** an. Der Flächenbrand erreichte ein Ausmaß von 12 qkm. Bei diesem Angriff wurden auch Teile von **Cronenberg** zerstört.

Wir waren wieder in den Keller von Klaus geflüchtet, nachdem das Radio die anfliegenden Verbände der britischen Bomber gemeldet hatte.

Als Leute in den Keller kamen und sagten: „Über Elberfeld steht ein Christbaum“, da wusste ich als Sechsjähriger, dass damit kein Weihnachtsbaum gemeint war und fing an zu zittern.

Der sogenannte Christbaum bestand aus Leuchtmarkierungen, die den anfliegenden Bombern die Ziele zeigen sollten.

Die Einschläge der Bomben und der damit verbundene Luftdruck waren so stark, dass das Haus von Klaus bebte und einzustürzen drohte. Wir sind in die Doppelbetten gekrochen und Mama warf sich über uns, um uns mit ihrem Körper zu schützen.

Plötzlich schrie ein Soldat, der wie unser Willi Urlaub hatte und auch im Keller Schutz suchte: „Alles raus, das Haus brennt“.

Als wir aber draußen waren, sahen wir, dass das Haus gegenüber getroffen war und lichterloh brannte. Wir warfen uns auf die Wiese vor dem Kellereingang, wurden aber kurz darauf von Tieffliegern beschossen, denen wir bei dieser Helligkeit ein gutes Ziel boten.

Gott sei Dank kam Willi dazu, der mit anderen Helfern unterwegs war, um soweit wie möglich beim Löschen der brennenden Häuser zu helfen. Er schrie uns an:

„Schnell in den Keller zurück, das Haus brennt ja gar nicht“.

Ich konnte vor Angst nicht mehr laufen. Willi schnappte mich und trug mich wieder in den Keller zurück.

Willi war im Juni 1943 noch nicht zwanzig Jahre alt. Es gehörte schon ein ungeheurer Mut dazu, in dieser Nacht unterwegs zu sein, um Hilfe zu leisten.

Eine größere Bombe, eine sogenannte Mine, ging in der Nähe der „Villa“ runter. Die Villa war ein großes Haus mit vielen Räumen, damals für uns der Inbegriff von Luxus und großzügigem Wohnen.

Diese Mine (eine besonders große Bombe) war sicher auch mit Schuld daran, dass nach dem Angriff bei unserem Haus die Vorderwand rund zehn Zentimeter von den anderen Wänden abstand. Das Oberteil unseres Schrankes in der Wohnküche war herunter gefallen. Dabei ging alles zu Bruch, auch die von Mama so geliebten Sammeltassen.

Dabei hatten wir noch Glück. Das Zimmer unserer Oma war von einer Brandbombe getroffen worden, eine zweite landete ausgerechnet in einem Wäschekorb, den wir in den Flur gestellt hatten, um ihn möglichst schnell retten zu können.

Willi war aber rechtzeitig zur Stelle und konnte das Feuer löschen. Sonst wäre nichts mehr von dem Haus übrig geblieben.

Heinz hatte den Barmer Angriff mitgemacht, war aber beim Angriff auf Elberfeld wieder in einem KLV-Lager (Kinderlandverschickung). Er war also ein zweites Mal von zu Hause weg, diesmal in einem Lager, in dem die Jungs (er war elf Jahre alt) schon militärisch gedrillt und auch geschlagen wurden. Mama hatte über andere Mütter davon erfahren und ihn früher als vorgesehen holen können. Da wir schon in Thüringen waren (davon später mehr), konnte sie damit argumentieren, dass er auf dem Land nicht mehr so gefährdet war wie in der Stadt.

Wenn der Rundfunk anfliegende Bomber meldete, ihr Ziel aber noch nicht zu erkennen war, verließ sich Mama nicht nur auf den Schutz des Luftschutzkellers bei Klaus. Wir rannten los, um einen Straßenbahntunnel zu erreichen, der zwischen den Stationen Am Walde und Gelpetal durch den Berg führte. Dafür brauchten wir mindestens fünfzehn Minuten, eher mehr.

Da die Angriffe meist nachts geflogen wurden, saßen wir oft Stunden in Nischen, die zum Schutz der Arbeiter bei Reparaturarbeiten in die Tunnelwand gemauert waren. Auf Eimern sitzend, versuchten wir uns dort vor der Zugluft zu schützen und etwas Wärme zu finden, indem wir zusammen rückten.

Einmal hat Mama wohl den richtigen Zeitpunkt verpasst, um uns in Sicherheit zu bringen. Wir mussten auf dem Weg zum Tunnel mehrmals im Graben Schutz suchen, weil Tiefflieger die Gegend beschossen.

Aber Kinder sind keine Kinder, wenn sie nicht auch so einer Situation noch etwas gutes abgewinnen können. Wenn keine Gefahr bestand, haben wir beobachtet, wie die Flugzeugabwehr mit Scheinwerfern versuchte, die angreifenden Flugzeuge zu erfassen, um sie mit der Flak⁹ abschießen zu können. Wir jubelten natürlich, wenn zwei Scheinwerfer gleichzeitig ein Flugzeug erfasst hatten und es nicht mehr losließen.

Dringende Geschäfte wurden nicht weit vom Tunnel entfernt verrichtet, man wollte ja immer schnell wieder in Sicherheit sein, falls es brenzlich wurde. Wenn dann mal in Sichtweite ein blanker Hintern zu sehen war, sangen wir: „Der Mond ist aufgegangen“.

Wie gut, dass bei aller Angst der Humor nicht ganz auf der Strecke blieb.

⁹ Flugzeugabwehrkanone

Thüringen

Nach dem Elberfelder Angriff war unser Haus unbewohnbar geworden. Mit anderen, die wie wir kein zu Hause mehr hatten, fanden wir vorübergehend eine Unterkunft in den Kasernen am Lichtscheid. Wie lange wir da bleiben mussten, weiß ich nicht mehr. Es werden nur Tage gewesen sein.

Das einzige, was mir dazu noch einfällt:

Ich habe einen gewaltigen Satz aus dem Bett gemacht, als Mama einmal mitten in der Nacht rief: „Helmut, schnell aufstehen, wir haben Bombenalarm“.

Der Sprung aus dem Bett war nicht das Problem, ich hatte nur vergessen, dass ich oben in einem Etagenbett lag. Ich sauste rund zwei Meter nach unten und war danach richtig wach.

Der Aufenthalt in den Kasernen war nur ein Zwischenaufenthalt vor der Evakuierung nach Thüringen. Das Wohnen in den Städten wurde immer gefährlicher, viele waren obdachlos, die vielen Blindgänger (nicht detonierte Bomben) waren eine bleibende Bedrohung. Die Evakuierung wurde angeordnet, das heißt, die Landbevölkerung musste, egal wie auch immer, die ihnen zugewiesenen Städter aufnehmen.

Wir wurden nach Kindelbrück in Thüringen geschickt. Dort war man nicht gerade begeistert darüber, dass man jetzt zusammenrücken und Fremden Wohnraum verschaffen musste.

Einzelne Personen waren natürlich leichter unterzubringen als eine Mutter mit zwei Kindern. Heinz war noch im KLV-Lager, Ingrid und Mama sollte bei einem Bauern unterkommen und mich brachte Mama zu einer Frau, bei der es mir bestimmt gut gegangen wäre.

Für Mama muss es schrecklich gewesen sein, dass die Familie nicht zusammen bleiben sollte. Deshalb kann es nur nützlich gewesen sein, dass mein Gebrüll sicher in ganz Kindelbrück zu hören war, als Mama mich zu der Frau brachte. Jedenfalls müssen einige Leute davon so beeindruckt gewesen sein, dass wir alle zusammen ein neues zu Hause bei der Familie Ritter in der Ölmühle fanden.

Die Ölmühle lag etwas außerhalb der Stadt und damit auch außerhalb der alten Stadtmauer. Das Muhlrad wurde von einem Nebenarm der Wipper angetrieben, die sich vor Kindelbrück teilt und am „Deutschen Eck“ wieder zusammen fließt. Der Enkel von Herrn Ritter, dessen Familie uns 1943 bei sich aufnahm, sagte mir vor einigen Wochen am Telefon, dass die Kinder von Kindelbrück diese Stelle in Anlehnung an das echte Deutsche Eck so nennen. Wir hatten ihn vor einigen Jahren besucht, um unsere Erinnerungen aufzufrischen.

Zur Ölmühle gehörte auch ein Bauernhof. Die Stallungen, eine Scheune und die Mühle umrahmten einen Hof, den man durch ein großes Tor erreichte.

Die Mühle befand sich im Erdgeschoss, die Wohnräume erreichte man über eine steile Treppe. Wir bewohnten zwei kleine Zimmer mit Blick zum Hof, müssen allerdings in dieser Zeit auch einmal umgezogen sein, weil ich den Blick nach hinten auf den Garten und auf die Wipper auch noch gut vor Augen habe.

Ich war damals sechseinhalb Jahre alt. Deshalb ist vieles nur noch lückenhaft in Erinnerung.

Ich sehe die alte Stadtmauer noch vor mir, durch deren Tor man die Stadt erreichte. An den Seiten der Straße, die zum Marktplatz führte, waren kleine Kanäle eingelassen, durch die damals noch die Abwässer abgeführt wurden.

Kindelbrück hatte ein Backhaus, ein Kino und eine Schule. Diese Reihenfolge ist nicht willkürlich gewählt, sondern entspricht der Wertigkeit, die man als Kind diesen Einrichtungen gegeben hat.

Mama brachte große Bleche mit Kuchen zum Backhaus, um sie dort backen zu lassen. Wir hatten keine Möglichkeit, das in der Wohnung zu erledigen und ich weiß auch nicht, ob die Hausfrauen das damals unter besseren Bedingungen zu Hause erledigen konnten. Das Backhaus war auf alle Fälle auch ein Treffpunkt, wo man Bekannte wiedersah, die wie wir aus Wuppertal kamen.

Die Versorgung mit Lebensmitteln war in dieser Zeit sicher eingeschränkt. Da wir aber auf dem Land wohnten, hatten wir immer genug zu essen. Mama brachte viel Gemüse vom Markt mit. Wir haben Bündel von Möhren roh gegessen, ehe sie gekocht werden konnten.

Mit Fleisch war das sicher schon anders. Da Ritters aber Schweine, Hühner und Puten hatten, fiel bestimmt ab und zu auch ein Stück für uns davon ab.

Und wenn im Herbst Jagd auf Hasen gemacht wurde, landete auch mal einer bei uns im Kochtopf, da Herr Ritter auch Jäger war.

Wir beobachteten dann vom Fenster aus, wie die Treiber einen immer enger werdenden Ring um das Wild zogen, damit die Jäger auf dem Feld freies Schussfeld hatten. Wenn es einem Hasen gelang, diese Kette zu durchbrechen, jubelten wir und sprangen vor Freude im Zimmer herum. Das hat uns allerdings nicht daran gehindert, seinen Kollegen zu verspeisen, der dieses Glück nicht hatte und sich über Herrn Ritter auf unserem Teller wiederfand.

Das Kino wurde von uns regelmäßig besucht. Obwohl ich erst etwas mehr als sechs Jahre alt war, durfte ich mir mit Ingrid und Heinz, der inzwischen wieder bei uns war, die neuesten Filme ansehen. Von Jugendschutz war da noch nicht die Rede. Es gab aber auch nichts zu schützen. Meist waren es Heimatfilme, die gespielt wurden.

Ein Film muss einen besonderen Eindruck auf mich gemacht haben, weil ich mich noch an eine Szene erinnern kann, wo ein Berg nach und nach ein Haus verschüttet. Vielleicht deshalb, weil ich eine Beziehung dieses zerstörten Hauses zu den vielen zerbombten Häusern in den Städten gesehen habe. Ich weiß sogar noch den Titel dieses Films:

Der laufende Berg.

Im Internet habe ich jetzt recherchiert und gelesen, dass es ein Heimatfilm nach einem Roman von Ludwig Ganghofer war, der mit Beppo Brehm und Paul Richter 1941 gedreht wurde.

Die Schule in Kindelbrück war einklassig. Das heißt, alle Altersgruppen waren in einer Klasse und wurden nach ihrem Können unterschiedlich betreut. Ich wurde dort eingeschult.

Da ich Linkshänder bin, brachte man mir erst mal bei, den Stift beim Schreiben mit der rechten Hand zu halten. Damals ist man nicht auf die Idee gekommen, dass man eventuell auch mit der linken Hand schreiben kann. Mir hat die Umgewöhnung nicht geschadet, obwohl ich meine Bilder vorher natürlich mit links gemalt habe. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass ich heute mit rechts fast so gut arbeiten kann wie mit links.

Eins ist jedenfalls dabei hängen geblieben:

Ich kann mit der linken Hand fast genau so schnell schreiben wie mit der rechten, allerdings nicht von links nach rechts, sondern von rechts nach links, also in Spiegelschrift. Da man danach allerdings einen Spiegel zum Lesen braucht, ist das leider keine Begabung, die man gewinnbringend einsetzen kann.

Das Zusammenzählen und Abziehen (so hieß das da noch) hat man uns mit Streichhölzern beigebracht, sicher so eine Art von Mengenlehre. Vielleicht gar keine so schlechte Art, um Kindern abstrakte Zahlen näher zu bringen.

Der Sommer in Thüringen war heiß. Aber welcher Sommer war es? Meiner Ansicht nach sind wir im Juli 1943 in Kindelbrück angekommen. Auf einer Internetseite habe ich die Information gefunden, dass das Thermometer in der zweiten Hälfte des Juli 1943 über 30 Grad anzeigte, aber auch im darauf folgenden Jahr die Monate Juli bis September sehr trocken waren.

Es ist wohl der Sommer 1944, den ich in Erinnerung habe. Wir sind kaum länger als ein Jahr evakuiert gewesen und demnach im Herbst 1944 nach Wuppertal zurückgekehrt.

Wenn ich heute sage, es riecht nach Sommer, dann ist es der Duft, den ich in Thüringen kennengelernt habe. Es muss eine Mischung sein von Heu, reifem Weizen, blühendem Klatschmohn, der die Felder umsäumte, von Kuhdung und aufgeweichtem Teer. Diesen Duft hatte ich in der Nase, wenn ich mit Herrn Ritter auf einem Ochsespann über Land fuhr oder auf dem Feld war, wenn die Ernte eingebracht wurde.

Mama hat immer mit angepackt, wenn auf dem Hof Hilfe gebraucht wurde. Wenn es galt, die Kornernte schnell einzubringen, hat sie auf dem Feld die Garben mit der Heugabel gepackt und zur Dreschmaschine hochgehoben. Ich denke, dass diese Hilfe in irgend einer Form verrechnet wurde. Es fiel immer etwas von dem ab, was der Hof hergab.

Wir Kinder suchten bei der Hitze Kühlung in der Wipper. Der Wasserstand war niedrig, wir konnten ohne Gefahr in dem Flüsschen baden. Stolz brachten wir die Äpfel nach Hause, die Ingrid und ich aus der Wipper fischten und konnten nicht verstehen, dass Mama kein Verständnis dafür hatte, dass wir sie auch essen wollten.

Die Wipper führte natürlich zu anderen Zeiten mehr Wasser. Sie musste ja die Mühle antreiben. Für jeden ein besonderes Erlebnis war eine Fahrt mit dem Kahn, zu der uns Herr Ritter mitnahm. Heinz war ja fünf Jahre älter als ich und hatte sehr viel Spaß dabei. Ich war weniger begeistert und hatte Angst, weil man das Boot auch mal kräftig zum Schaukeln brachte. Deshalb blieb ich beim nächsten Mal zu Hause, hatte aber wieder Angst, weil ich alleine zu Hause war und im schon dunklen Zimmer mit Blick auf die Wipper sehnsüchtig darauf wartete, dass Heinz zurück kam.

Kindelbrück hatte aber auch ein Strandbad. Das weiß ich sicher auch deshalb noch genau, weil ich da in einem Kinderbecken zum ersten Mal die Erfahrung machte, wie es ist, wenn man unfreiwillig nach einem Ausrutscher plötzlich mit dem Kopf unter Wasser ist. Ich habe nicht gebrüllt, es aber auch nicht ein zweites Mal versucht.

Eines Tages war Papa plötzlich da. Er hatte Urlaub bekommen und wollte uns überraschen. Er kam mir entgegen, als ich gerade die Treppe hinunter sprang, die von den Wohnungen nach unten zur Mühle führte. Als ich ihn im Halbdunkel sah, wollte ich „Papa“ schreien. Er legte aber den Finger an den Mund, damit ich ruhig blieb. Es sollte ja eine Überraschung werden.

Was es für Mama bedeutete, einmal für ein paar Tage ihren Mann bei sich zu haben, kann man sich gut vorstellen. Wir Kinder haben uns natürlich keine Gedanken darüber gemacht, wie schwer es für sie war, immer nur alleine für uns die Verantwortung tragen zu müssen, von anderen Dingen, die zwischen Frau und Mann eine Rolle spielen, mal ganz abgesehen.

Willi konnte in seinem Urlaub auch einmal nach Kindelbrück kommen. Zwei Dinge haben einen Eindruck bei mir hinterlassen:

Er hat mich einmal so gekitzelt, dass ich nach lauter lachen zu weinen anfang. In seiner jugendlichen Zuneigung hat er das so ungestüm übertrieben, dass er nicht erkannte, wann er damit aufhören musste.

Auf unserem Kleiderschrank lag immer ein Vorrat von Äpfeln. Er hat es genossen, jeden Morgen einen davon zu essen. Ich denke, dass damals im Feld¹⁰ die Versorgung mit Obst nicht optimal war.

Ich weiß nicht, wo Papa und Willi in dieser Zeit stationiert waren. Es waren jedenfalls schöne Tage, die wir zusammen sein konnten.

Weniger schön sind die Erinnerungen an eine Leistenoperation, die notwendig geworden war. Mama brachte mich ins Krankenhaus nach Sömmerda, rund 15 km von Kindelbrück entfernt. Ich habe darauf reagiert, wie viele Kinder in dieser Situation reagieren: Mit Gebrüll, als Mama mich dort alleine lassen musste. Damit habe ich es ihr sicher nicht leicht gemacht.

Schlimmer war für mich, dass man mich nach kurzer Zeit in ein Krankenhaus nach Köllda verlegte, wahrscheinlich, weil man mich in Sömmerda nicht operieren konnte. Nicht die Verlegung war schlimm, sondern wie man es tat. Um es sich leicht zu machen, hatte man mir gesagt, dass ich nach Hause gebracht würde. Die Vorfreude hielt so lange an, bis ich merkte, dass der Wagen ein anderes Krankenhaus ansteuerte. Noch im Gang des Gebäudes redete ich mir ein, dass das die Bahnhofshalle sein müsste und wir mit dem Zug fahren würden. Das Geschrei war groß, als ich dann im Bett lag. So darf man mit einem Kind nicht umgehen.

Köllda ist nur wenig weiter von Kindelbrück entfernt als Sömmerda. Mama konnte mit dem Zug fahren und hat mich so oft besucht, wie es ihr möglich war. Ich hatte auch bald den Stress überwunden und war stolz, ihr beim Besuch zeigen zu können, wie viel besser es mir von Mal zu Mal ging.

¹⁰ Feld = Gefechtsfeld, Schlachtfeld

Leider erreichte der Luftkrieg später auch Thüringen. Mehr und mehr wurden die kleineren Städte angegriffen.

Bevor die Bomber uns überflogen, stellten wir uns in der Mühle hinter das große Tor, das zum Hof führte. Mama glaubte, dass wir von dort schnell nach draußen fliehen könnten, wenn die Mühle mal getroffen würde.

Dass das ein Trugschluss war, erfuhren wir zu unserem Entsetzen später, als wir wieder in Wuppertal waren. Genau dort hat Herr Ritter den Tod gefunden, als eine Bombe in den Hof fiel. Wir waren sehr betroffen, als uns diese Nachricht erreichte.

Mama war leider schon tot, als wir uns nach der Wiedervereinigung¹¹ vor einigen Jahren auf den Weg machten, um Kindelbrück wiederzusehen. Sie wäre sicher gerne dabei gewesen, aber zur Zeiten der DDR war dieser Besuch kein Thema für uns.

Ich fand mich sofort wieder in Kindelbrück zurecht, nachdem wir den Wagen in der Stadt abgestellt hatten. Mir kam nur alles kleiner vor, als Kind hat man andere Vorstellungen betreffs Größe und Entfernung.

Die Mühle war keine Mühle mehr. Kein großes Tor zum Hof, kein Mühlrad. Selbst der Nebenarm der Wipper, der die Mühle angetrieben hatte, war nur noch ein Graben ohne Wasser. Später habe ich von Herrn Siebert, dem Enkel von Herrn Ritter, erfahren, dass bei unserem Besuch dieser Nebenarm wegen Brückenarbeiten abgesperrt war und er bei Hochwasser sogar Probleme hat, das Wasser vom Grundstück fern zu halten.

Wir wurden bei unserem Besuch sehr herzlich von Frau und Herrn Siebert aufgenommen, obwohl wir ohne Ankündigung zu sechsen bei ihnen auf der Matte standen: Heinz, Ingrid und ich mit unseren besseren Hälften.

Das Haus war umgebaut worden, ich fand mich darin nicht mehr zurecht.

Mir wurde aber wieder bewusst, dass wir Kinder trotz der damaligen bösen Umstände eine gute Zeit in Kindelbrück hatten. Mama hielt damals sicher manches von uns fern und betrachtete diese Zeit mit gemischteren Gefühlen als wir.

¹¹ unter der Deutschen Wiedervereinigung versteht man den Beitritt der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) zur Bundesrepublik Deutschland (BRD) am 3. Oktober 1990 und die damit verbundene Überwindung der über vierzig Jahre lang währenden Deutschen Teilung

Wieder in Wuppertal

Es muss wohl im Herbst 1944 gewesen sein, als wir wieder in Wuppertal eintrafen. Onkel Willi, der zweitjüngste Bruder von Papa, hatte auf die Rückkehr gedrängt. Es bestand die Gefahr, dass fremde Leute ins Haus eingewiesen wurden, denn die Wohnungsnot war weiter riesig. Das Haus war irgendwie repariert worden, wir wissen heute nicht mehr, wer das veranlasst hatte.

Onkel Willi und seine Frau, Tante Else, hatten auch bei einem Bombenangriff ihre Wohnung verloren. Sie zogen jetzt zu uns auf den Bergfrieden. Oma war noch in Ohle bei Tante Hildegard. Sie bewohnte später das größere Zimmer, das die Fenster zum Garten hinaus hatte. Onkel Willi und Tante Else bekamen zwei Zimmer. Wir hatten unser Schlafzimmer abgegeben, uns blieben die Wohnküche und die beiden kleinen Zimmer im ausgebauten Dachstuhl.

Da wir auch jetzt noch immer wieder mit Luftangriffen rechnen mussten, lebte Ingrid nach unserem Aufenthalt in Thüringen bis zum Kriegsende erst bei unseren Verwandten in Wennemen und später bei Tante Hildegard in Ohle. Mama hoffte, dass sie wenigstens dort sicher war.

Bei einem Besuch in Wennemen merkten wir, dass diese Hoffnung sich als trügerisch erwies. Das Haus von Tante Anna und Onkel Heinrich stand gegenüber der Bahnlinie und dem kleinen Bahnhof von Wennemen.

Es kamen Flugzeuge und bombardierten die Bahnstrecke. Heinz und ich standen am Fenster und zählten die Bomben, die von den Flugzeugen in einiger Entfernung abgeworfen wurden. Wir waren schon etwas abgehärteter als ein Junge, der bei uns stand und sich vor Angst in die Hose machte. Dabei hatte er allerdings nichts versäumt, den das stinkende Plumpsklo im Haus zu benutzen war auch keine gute Alternative.

Bei einem dringenden Bedürfnis wurde dieses Örtchen aufgesucht, das im Treppenhaus lag. Die Holzkonstruktion über die gesamte Breite des Klos verhinderte, dass man beim Betreten gleich in die darunter liegende Grube fiel. Ein Deckel gab den Blick frei auf ein rundes Loch, durch das man abzuschätzen konnte, wann die Grube das letzte Mal gelehrt worden war. An der Wand hing ein Bündel alter Zeitungen, die nicht zum Zweck der Fortbildung dort aufgehängt worden waren. Zum Lesen blieb auch nicht viel Zeit, den der stetige Luftzug, den man am Hintern verspürte und der Gestank machten einen längeren Aufenthalt nicht sinnvoll. Nasenklammern standen leider nicht zu Verfügung.

Wir waren für die Jungs aus Wennemen die Städter und deshalb nicht gut gelitten. Ihre nicht sehr geistreiche Beleidigung „Wuppertäler, Bambusneger“ beantworteten wir mit „Ihr sauerländischen Gebirgssohnen“. Das kam an, wir konnten uns durchsetzen.

Der Winter 1944/1945 wurde kalt und schneereich. Auf den Höhen von Wuppertal fällt immer reichlich Schnee, aber ich meine heute noch, dass die Winter damals härter waren. Vielleicht hat man aber diese Erinnerung nur, weil man nicht immer die geeignete Kleidung hatte und die Schneeberge sowieso größer sind, wenn man selbst ein Dreikäsehoch ist.

Mama brachte uns weiter immer wieder auf Trapp, sobald die Vorhersage im Rundfunk feindliche Bomber für unser Gebiet ankündigte. Wir liefen dann nicht mehr zum Tunnel, sondern nach Schunkes in den Bunker.

Schunkes waren eine befreundete Familie, die in einem Holzhaus im Wald wohnte, ungefähr rund vierhundert Meter vom Bergfrieden entfernt. Mit Hilfe eines Russen, der als Kriegsgefangener in Wuppertal war, hatte Herr Schunke ein riesiges Loch im Garten gebuddelt, das er zu einem Bunker ausbaute. Dieser sogenannte Bunker war mit Bänken und einem Heizöfchen so ausgestattet, dass man es einige Zeit darin aushalten konnte, hätte aber trotz massiver Eisentür kaum Schutz bei einem Treffer geboten.

Der Russe hieß Nikolai. Dass zwischen Kriegsgefangenem und Herrn Schunke, der die Gefangenen beaufsichtigen musste, ein entspanntes Verhältnis bestand, konnte man daran erkennen, dass ich als siebenjähriger Knirps Nikolai begleitet habe, wenn er wieder zurück zum Lager ging, das in oder bei den Kasernen am Freudenberg gewesen sein muss. Nikolai durfte nämlich nicht ohne Begleitung sein, er hätte ja flüchten können.

Wenn viel Schnee gefallen war, schaufelte Mama natürlich mit unserer Hilfe bis zum Wald einen rund zweihundert Meter langen Weg frei, damit wir bei Gefahr schneller zu Schunkes laufen konnten. Da die Meldungen über feindliche Bomber meist nachts kamen, wurden wir immer wieder aus dem Schlaf gerissen. Wir rannten los, verbrachten einige Stunden frierend und übernachtigt im Bunker und machten uns dann wieder auf den Heimweg.

In einer Nacht fehlte Heinz plötzlich, als die Tür bereits abgeschlossen war. Er konnte eigentlich nicht mehr drinnen sein, denn wer bleibt schon freiwillig in diesem kalten und feuchten Loch?

Vorsichtshalber sahen wir aber doch noch mal nach:

Heinz *stand* an der Wand und schlief. Er saß nicht, er lag nicht, er *stand* und schlief. Wir haben laut gelacht, aber das zeigt natürlich, wie überfordert wir waren.

Zwei Erlebnisse im Bunker haben bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen:

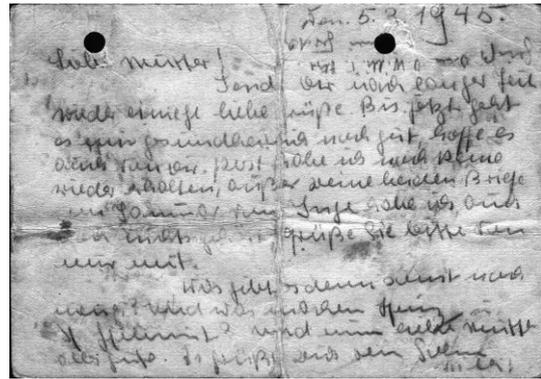
Das bereits erwähnte Heizöfchen, das etwas Wärme spendete, war sicher noch nicht nach heutigen Sicherheitsmaßstäben konstruiert worden. Jedenfalls gelang es mir, mit einem Taschenmesser an die Heizdrähte zu gelangen. Ich war eben ein wissbegieriges Kind. Der Stromschlag, den ich bekommen habe, war nicht von schlechten Eltern. Von da an hatte ich etwas mehr Ehrfurcht vor solchen Dingen, vorläufig wenigstens.

Beim zweiten Erlebnis warf ein Bomber drei bis vier Bomben in der Nähe des Bunkers ab. Da diese Bomben ungefähr zweihundert Meter entfernt in den Wald gingen, muss es sich um einen Fehlwurf bzw. Notwurf gehandelt haben. Es bumste gewaltig in unserem Keller, einen direkten Treffer hätten wir nicht überlebt.

Unseren Willi haben wir zum letzten Mal im Januar 1945 gesehen. Er hatte Urlaub und war auf meinem Geburtstag zu Hause. Danach konnte er im März noch eine Karte schicken. Wir haben anschließend nie wieder etwas von ihm selbst gehört.

Mehrere Recherchen über das Rote Kreuz haben ergeben, dass er mit großer Wahrscheinlichkeit beim Rückzug der deutschen Truppen gefallen ist. Ein genaues Todesdatum oder den Ort, wo er gefallen ist, haben wir nie erfahren.

Mama hat nie aufgehört, auf ein Lebenszeichen oder eine Rückkehr zu hoffen.



Den. 5. 3. 1945. bzw. Don. 5. 3. 1945.

Liebe Mutter!

Send Dir nach langer Zeit wieder einige liebe Grüße. Bis jetzt geht es mir gesundheitlich noch gut, hoffe es auch von Dir. Post habe ich noch keine wieder erhalten, außer Deine beiden Briefe vom Januar. Von Inge habe ich auch noch nichts gehört, grüße Sie bitte von mir mit.

Was gibt es denn sonst noch neues? Und was machen Heinz u. H. Helmut? Und nun liebe Mutter alles Gute. Es grüßt Dich Dein Sohn Willi!



(Nachsatz unter Datum)

Grüß Oma v. Willi i. Ohle bei Hilde (nicht genau zu entziffern)

Die letzten Kriegsmonate

Was haben wir Kinder eigentlich vom damaligen Regime mitbekommen, frage ich mich heute.

Natürlich den Krieg, das alleine reicht eigentlich schon. Die Hintergründe kannten wir nicht, mit uns Kindern wurde darüber nicht gesprochen. Wie sollten uns unsere Eltern diesen Wahnsinn auch erklären?

Was war mit der Judenverfolgung?

Immerhin hatte uns die Propaganda soweit erreicht, dass mir heute noch Teile eines Hetzliedes gegen die Juden einfallen, das wir Kinder damals gesungen haben. Wir wussten nicht, was Juden waren und verstanden auch nicht, was wir da sangen. Traurig ist jedenfalls, dass es uns erreicht hatte.

Die schon beschriebene Kinderlandverschickung gehört natürlich auch dazu. Das Regime wollte die Kinder vor den Bomben schützen und brachte sie in ländliche Gebiete, die noch sicher vor Angriffen waren. Eine Vermutung von mir ist, dass man damit auch verhindern wollte, dass der Nachwuchs an Soldaten und Wehrmachtshelferinnen fehlte, wenn die Jugend in den Städten zu Tode kam.

Den größten Eindruck hat allerdings das Barackenlager auf mich gemacht, das in unmittelbarer Nähe des Bergfriedens angelegt wurde.

Es war ein Lager für Mädels aus der Ukraine, die man zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt hatte. Ich weiß nicht mehr genau, ob es auch zeitweise ein Kriegsgefangenenlager war.

Jedenfalls war es für mich ein Teil der Umgebung des Bergfriedens, zumal es nach dem Krieg für lange Zeit das Zuhause von Familien war, die ihre Wohnung verloren hatten.

Die Mädchen, die dort festgehalten wurden, waren nicht älter als zwanzig Jahre alt oder auch noch jünger. Sie mussten unter anderem den Familien im Garten helfen, deren Männer im Krieg waren. Der eigene Garten übernahm immer mehr die Grundversorgung mit Gemüse und Kartoffeln, je länger der Krieg dauerte.

Zwei der Mädchen waren uns zugeteilt worden. Eine davon war Maria, den anderen Namen weiß ich nicht mehr. Es wäre jetzt einfach, zu schreiben, dass sie es den Umständen entsprechend gut bei uns hatten und gerne zu uns gekommen sind. Wer Mama kannte, weiß das sowieso. Aber viel aufschlussreicher ist, dass sie uns nach der Kapitulation irgendwie mit Lebensmitteln versorgt haben und wir keine Übergriffe der freigelassenen Gefangenen aus der Umgebung zu befürchten hatten. Das hat mir Heinz erzählt, ich weiß das nicht mehr.

Ein anderes Lager war auf dem Gelände der Firma Vorwerk angelegt worden. Dort waren männliche Kriegsgefangene untergebracht, die wir durch den Zaun mit Zigarettenskippen versorgten. Dafür erhielten wir Spielzeug, z. B. kleine Flugzeuge, die sie aus Holz für uns geschnitzt hatten. Wir haben uns durch Zeichensprache verständigt, denn russisch habe ich dabei nicht gelernt.

Das Lager lag an dem Weg zur Schule. Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich nach der Einschulung in Thüringen in den letzten Kriegsmonaten überhaupt zur Schule gegangen bin. Ich habe jedenfalls nur Erinnerungen an die Volksschule am Marper Schulweg, die mit Begebenheiten nach Ende des Krieges zusammenhängen.

Im Frühjahr 1945 war abzusehen, dass der Krieg bald ein Ende hatte. Die Alliierten¹² rückten nach ihrer Landung am 6. Juni 1944 an der Küste der Normandie immer weiter auf deutsches Gebiet vor, die deutschen Truppen befanden sich überall auf dem Rückzug.

Hitler stellte seine letzten Aufgebote zusammen. Jungen wurden zur Wehrmacht eingezogen, die nicht älter als sechzehn Jahre alt waren.

Der Volkssturm sollte den Feind dort aufhalten, wo sich reguläre Truppen schon zurückgezogen hatten.

Volkssturm: Das waren Männer, die bisher zu alt für die Wehrmacht oder nicht kv geschrieben worden waren.

Onkel Willi war nicht kv (kriegsverwendungsfähig – so hieß das damals), weil er leicht behindert war. Er zog das linke Bein etwas nach und stotterte ab und zu. Jetzt hatte es ihn zum Schluss noch voll erwischt. Er stand mit anderen Leidensgenossen auf dem „Karnickelfeld“ und musste exerzieren. Wir haben in der Nähe gestanden und gefeixt.

Das war aber auch schon alles. Die Amerikaner¹³ waren schneller da als der Volkssturm ausgebildet werden konnte.

Wir Kinder haben in dieser Zeit gelernt, aus jeder Situation das Beste zu machen.

Eines Tages fielen Mengen von Silberstreifen vom Himmel, die wir aufgesammelt und zu Fußbällen verarbeitet haben. Ich wusste damals natürlich nicht, dass die Metallfolien abgeworfen wurden, um das deutsche Radar der Bodenabwehr zu stören.

Mit Spannung haben wir Luftkämpfe zwischen Stukas¹⁴ und Jabos¹⁵ beobachtet, die allerdings weiter entfernt am Horizont stattfanden. Mit großem Geheule stießen die Flugzeuge nach unten und wieder in den Himmel, jeder Pilot bemüht, für sich die beste Ausgangsposition für den Kampf zu bekommen. Wir haben uns keine Gedanken darüber gemacht, dass es ein Kampf auf Leben und Tod war, es gehörte einfach dazu.

Das haben wir noch aus der Ferne gesehen. Ungemütlicher wurde es, als die Jabos im Tiefflug die Kasernen auf Lichtscheid angriffen. Heinz und ich waren ungefähr einen Fußweg von knapp zwanzig Minuten davon entfernt, also rund einen Kilometer. Das Problem war, dass Heinz zum Zeitpunkt des Angriffs im Wald saß, um ein großes Geschäft zu erledigen. Als die Flugzeuge mit Heulen anrauschten und es gleich darauf krachte, dass der Wald wackelte, kam mein Heinz mit heruntergelassener Hose aus dem Wald gerannt. Nein, nicht mit ganz heruntergelassener Hose. Er hatte sie soweit hoch gezogen, dass er rennen konnte.

Heute lachen wir darüber, damals war uns nicht zum Lachen zumute.

¹² Alliierte im zweiten Weltkrieg: USA, UDSSR, Großbritannien, Frankreich

¹³ Amerikaner = US-Amerikaner

¹⁴ deutsche Sturzkampfbomber

¹⁵ Jagdbomber der Alliierten

Im Wald unterhalb von Schunkes hatten deutsche Soldaten halt gemacht. Sie waren auf der Flucht und hätten sich bestimmt lieber heute als morgen vom Krieg verabschiedet. Das war aber zu gefährlich, Deserteure wurden sofort standrechtlich erschossen. Sie hatten es eilig, ließen aber trotzdem, vermutlich wegen Spritmangel, ihre Fahrzeuge zurück.

Dazu noch einiges, was für Soldaten, die schnell weiter wollten, eher überflüssig war.

Warum das gerade Pinsel waren, weiß ich nicht. Ich hatte jedenfalls soviel davon an Land gezogen, wie ich tragen konnte, als ein Mann schimpfend auf mich zukam. Er faselte etwas von Diebstahl, nahm mir die Pinsel ab und wollte verschwinden. Mein enttäushtes und ängstliches Gesicht muss ihn davon abgehalten haben, alle Pinsel zu nehmen. Er gab mir eine ganze Menge wieder zurück – es war doch kein so schlechter Mensch.

Onkel Willi hatte nicht soviel Glück im Unglück. Er hatte ein Fahrrad organisiert, das ihm von einem Soldaten sofort wieder abgenommen wurde.

Solange die Soldaten da waren, hatte ich immer ein Auge auf die Gulaschkanone¹⁶. Ab und zu konnte ich eine Portion für mich abzweigen, die ich auch mal im Kochgeschirr nach Hause trug.

Was mit den Fahrzeugen geschah, die die Soldaten zurückgelassen hatten? Da kümmerte sich keiner drum oder man hatte Angst, sich zu kümmern.

Heinz hatte keine Angst. Aber was sollten wir Kinder in dieser Zeit damit anfangen? Also löste Heinz die Handbremsen und ließ einige Wagen den Berg hinunter rollen, bis sie an einen Baum krachten.

Später haben wir oft davon gesprochen, wie schön es gewesen wäre, wenn wir sie hätten verstecken und später wieder nutzen oder verkaufen können. Das war natürlich Wunschdenken, man hatte auch ganz andere Sorgen.

Nicht nur das Nahrungsangebot wurde immer knapper, sondern es fehlte auch an Bekleidung, wir wuchsen ja aus allem raus.

Deshalb war es nicht ungewöhnlich, dass ich als lange Hose im Winter beim Schlittensfahren eine warme wehrmachtsfarbene Unterhose trug, deren Knopfleiste verdeckt gewesen sein muss. Es hat jedenfalls lange gedauert, bis ich geoutet wurde und einigen Spott ertragen musste.

Einmal ist es mir gelungen, Fallschirmseide zu organisieren. Ob sie von einem Fallschirm stammte, den ein deutscher oder feindlicher Fallschirmspringer trug, kann ich nicht sagen. Vermutlich hatte sie ein Pilot zurückgelassen, der sich damit retten konnte. Jedenfalls hat Mama das eine oder andere daraus nähen können, vermutlich Blusen oder Schürzen.

¹⁶ Feldküche

Für uns war der Krieg am 16. April 1945 zu Ende. Wuppertal kapitulierte, die Zivilbevölkerung hisste weiße Fahnen, nachdem die Stadt vom 13. bis 15. April unter Artilleriebeschuss lag.

Heinz und ich haben uns aus sicherer Entfernung angesehen, wie die Amis einmarschierten. Einige Panzer fuhren langsam die Oberbergische Straße hinunter, die wir vom Wald aus gut einsehen konnten.

In einer Kurve, die direkt unterhalb von uns lag, machten sie Halt, um sich um ein Mädchen zu kümmern, das sich mit Zuckungen am Boden wälzte. Sie war mit der Truppe gekommen und hatte wahrscheinlich einen epileptischen Anfall.

Wir waren neugierig und hatten Angst. Die Neugierde überwog. Also blieben wir, bis die Panzer weiterfuhren.

Die Nachkriegszeit

Hunger

Bis jetzt hatte die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln einigermaßen geklappt, aber nach dem Einmarsch der Besatzungstruppen brach sie vollständig zusammen. Wir lernten, was es heißt, Hunger zu haben.

Es war Ende April, der Garten konnte da nicht weiterhelfen. Wo sollten auch Saatgut, Setzlinge oder sogar Saatkartoffeln herkommen? Die Kartoffeln hätten sowieso keine Chance gehabt, in die Erde zu kommen. Als es uns später besser ging, haben wir etwas dickere Kartoffelschalen in die Erde gesetzt, an denen noch Kartoffelaugen waren. Diese Augen keimten und es entwickelten sich tatsächlich kleine Kartoffeln daraus.

Welche Möglichkeiten Mama hatte, uns alle satt zu bekommen, weiß ich nicht. Für sie muss es furchtbar gewesen sein, nein zu sagen, wenn wir abends um die Schnitte Brot bettelten, die für den kommenden Morgen vorgesehen war. Aus dieser Not heraus hatten wir Kinder nur einen Gedanken: Wo bekommen wir etwas zu essen her?

Dazu fallen mir einige Begebenheiten ein, die nicht im direkten Zusammenhang stehen, aber die damalige Situation deutlich machen:

Die Amerikaner hatten den Bergfrieden eingenommen. Auf dem Dorfplatz¹⁷ stand ein Panzer, auf dem ein Soldat mit einer dunklen Hautfarbe saß. Bisher wusste ich nur aus dem Struwelpeterbuch, dass es „Mohren“ gibt. Jetzt sah ich zum ersten Mal einen Farbigen, der mich angrinste, als ich am Panzer vorbei zum Lebensmittelgeschäft von Klaus lief.

Das Geschäft war ausgeplündert worden, da war nichts mehr zu holen. Aber zwei Häuser weiter lagen Reste der Ware im Garten verstreut, dabei ein Karton mit Puddingpulver, den andere vor mir bestimmt übersehen hatten. Ich balancierte mit dem Karton, den ich kaum schleppen konnte, an dem Schwarzen vorbei, dessen Grinsen noch breiter wurde.

Mama hat nicht lange gefragt, woher das Puddingpulver kam. Es wurde im Schrank verstaut und hat längere Zeit mit dazu beigetragen, den Hunger zu bekämpfen.

Am Dausendbusch wohnte eine Familie, die eine kleine Fabrik im Bendahl und ein großes Grundstück besaß, auf dem zwei Häuser und ein großer Hühnerstall standen. Dieser Hühnerstall stand direkt am Zaun zum Wald hin und diente uns später verbotenerweise als Treffpunkt oder als Unterschlupf bei Regen. Wir kletterten über den Zaun und robbten durch das kleine Loch, das eigentlich nur den Hühnern den Auslauf möglich machen sollte.

Dieser Familie ging es besser als uns. Unter dem Vorwand, dass wir Futter für unsere „Kaninchen“ brauchen, holten wir dort Kartoffelschalen ab. Die Kaninchen waren wir. Die Schalen wurden geschrubbt, durch den Wolf gedreht und zu Reibeplätzchen verarbeitet.

¹⁷ ein kleiner Platz in der Mitte der Siedlung Bergfrieden

Der Hunger lehrte uns auch, dass man Pflanzen essen kann, die normalerweise nicht im Garten angebaut werden. Wir aßen Sauerampfer und sammelten Brennnesseln, die im zarten Alter gepflückt ja auch heute noch auf der Speisekarte stehen können. Wer sie allerdings ohne Salz und Fett gekocht essen muss, wird gerne darauf verzichten.

Genau so verhält es sich mit Steckrüben, die gut zubereitet auch gut schmecken. Die später im Herbst vom Feld geklauten Steckrüben waren aber auch ohne Zutaten eine Möglichkeit, satt zu werden.

Im Gegensatz zu uns hatten die Besitzer mehr als genug zu essen. Sie bekamen Verpflegungspakete mit Dosen Corned Beef, Keksen, Schokolade, Zigaretten, Kaugummi usw. Zu unserem Glück wurden sie so überversorgt, dass sie oft nur die Zigaretten und das Kaugummi aus den Paketen nahmen und den Rest weg schmissen. Wir haben also Dosen und Schokolade auf den Wiesen gefunden und sie glücklich nach Hause getragen.

Ich habe vage in Erinnerung, dass die Soldaten eigentlich den Befehl hatten, diese Lebensmittel zu vergraben und wir sie dann wieder ausgebuddelt haben. Heinz meint allerdings, dass sie eher diese für uns so wertvollen Sachen so entsorgt haben, dass wir sie finden konnten.

Es gab aber noch einen Weg, an die Kostbarkeiten zu kommen. Dabei hat uns Lotti geholfen.

Lotti war eine Freundin von Heinz und von mir. Aber doch eher eine Freundin von Heinz, denn sie war rund drei Jahre älter als ich. Da Lotti aber besser als Junge auf die Welt gekommen wäre, war sie auch mein Kumpel. Denn die anderen Dinge, in denen ein Mädchen in dem Alter den Jungs sowieso voraus ist, waren mir noch nicht so wichtig.

Lotti trug immer eine große Schürze. Da die Amis ihre Verpflegungspakete auch mal auf einer Wiese oberhalb des Böhler Weges zwischenlagerten, näherten wir uns spielend dieser Versuchung. Lotti stülpte ihre große Schürze über ein Paket und schwupp, hatte die Army Schwund.

Wir fanden aber nicht nur Dosen und Schokolade, einmal war auch eine Flasche Schnaps darunter. Sie lag auf der Wiese auf der Bundeshöhe und wir hatten nichts Besseres zu tun, als davon zu probieren. Heinz kann sich heute nicht mehr daran erinnern. Ich weiß aber genau, dass Mama sich nicht erklären konnte, warum der arme Helmut an diesem Tag so krank war.

Irgendwann wurden die amerikanischen Besatzungstruppen von den Engländern abgelöst.

Die Soldaten bezogen die Kasernen auf Lichtscheid und am Freudenberg, für die Offiziere wurden Quartiere gesucht. Auch unser Haus wurde in Augenschein genommen, aber es war ihnen zum Glück nicht gut genug. Die Häuser am Dausendbusch waren durchweg komfortabler gebaut als die Siedlungshäuser am Bergfrieden. Sie wurden beschlagnahmt, die Bewohner mussten ihr Zuhause verlassen und es zogen die Offiziere mit ihren Familien ein.

Wir bekamen schnell Kontakt mit den Kindern. Die Jungs trugen Hosen, die nach unseren Maßstäben entsetzlich lang waren. Die Hosenbeine der „kurzen“ Hosen endeten erst ein Stück unterhalb des Knies. Das war für uns Grund genug, sie auszulachen. Sie verstanden uns natürlich nicht, aber sie bekamen schnell mit, dass wir uns über sie lustig machten. Ich lernte dabei mein erstes englisches Wort:

„Pigdog – Schweinehund“.

Ich habe dieses Wort bis jetzt in keinem Wörterbuch gefunden, aber ich bin sicher, dass die englischen Jungs dieses zusammengesetzte Wort genau so interpretiert haben wie wir.

Jedenfalls fingen wir an, uns mit der englischen Sprache zu beschäftigen. Wir lagen im Bett und lernten, wie man auf Englisch zählt.

Ingrid war immer noch in Ohle. Tante Hildegard hatte aus einem Lebensmittel-Lager Säcke mit Mehl, Hülsenfrüchten und Kartoffeln organisiert und wollte uns einiges davon abgeben. Aber wie sollten die Lebensmittel nach Wuppertal kommen?

Heinz machte sich mit seinen dreizehn Jahren per Fahrrad auf den knapp achtzig Kilometer langen Weg. Der Hinweg war zu bewältigen, aber der Rückweg wurde fast zu einem Fiasko. Tante Hildegard hatte ihm zu viel aufgeladen, er musste nach einigen Kilometern wieder zurückfahren, weil die Last zu groß war. Mit weniger Ballast machte er einen neuen Versuch, erreichte Wuppertal aber so spät, dass die Leute im zuriefen:

„Jung, mach das du von der Straße kommst, es ist bald Sperrstunde“.

Nach einundzwanzig Uhr durfte sich keiner mehr draußen aufhalten, das hatten die Besatzungsmächte so verfügt. Heinz erreichte mit letzter Kraft in Elberfeld die Eschenbeek, wo Tante Paula wohnte, eine Schwester von Mama. Hier konnte er sich ausruhen, übernachten und morgens in Ruhe zum Bergfrieden fahren. Seine Leistung hat dazu beigetragen, dass wir uns in den nächsten Wochen weniger Sorgen um das Essen machen mussten.

Aber die Sorgen, wie wir satt werden sollen, kamen immer wieder. Bahnen und Züge fuhren teilweise wieder. Mama und Heinz machten sich auf den Weg, um in ländlichen Gebieten bei den Bauern alles gegen Essbares einzutauschen, was wir noch entbehren konnten. Zuerst kamen sie nicht weit. Es gab Sperrzonen, sie durften anfangs nicht weiter als bis nach Gruiten fahren. Viel zu tauschen hatten sie auch nicht, es war mehr ein Betteln als ein Tauschen und beide mussten sich bestimmt einiges gefallen lassen. Sie haben das durchgestanden und für uns war es ein Festessen, als sie einmal mit Schwarzbrot und Butter nach Hause kamen.

Ingrid war wieder zu Hause und mit ihr Oma, die lange Zeit bei ihrer Tochter Hildegard in Ohle verbracht hatte.

Wenn Mama alleine hamstern¹⁸ war, übernahmen wir drei das Regiment über die Wohnung. Sie konnte sicher sein, dass die bei ihrer Rückkehr tipp topp war, wenn es auch betreffs der Arbeitsaufteilung manchmal Meinungsverschiedenheiten zwischen uns Geschwistern gab. Ingrid hatte dabei meistens den schwersten Stand, wusste sich aber bei ihren Brüdern gut durchzusetzen.

¹⁸ Entbehrliches gegen Lebensmittel eintauschen oder auch Betteln, wenn es nichts mehr zu tauschen gab

Einmal habe ich mich mit einem Freund auf den Weg ins Oberbergische gemacht, um von Mama genähte Schürzen einzutauschen. Es lag an unserer Unerfahrenheit, dass wir nur einen Sack voll Obst mit nach Hause brachten, das auch noch zum Teil faul und matschig war. Wir waren ja erst neun Jahre alt.

Das ist die einzige Erfahrung, die *ich* mit hamstern habe.

Mama und Heinz haben später oft von ihren Fahrten erzählt, was sie dabei erlebt haben und wie abenteuerlich die Zugfahrten waren. Da die meisten dieselben Sorgen hatten, waren die Züge natürlich überfüllt. Wer nicht durch die Tür in den Zug kam, der kletterte durchs Fenster. Wer beides nicht schaffte, stieg aufs Dach. Wichtig dabei war, dass die vorne Sitzenden rechtzeitig meldeten, wenn ein Signal oder ein Tunnel in Sicht kam. Dann musste man die Köpfe einziehen, sonst war es die letzte Hamsterfahrt, die man machte.

Später wurde das Organisieren etwas professioneller. Onkel Hans, der jüngste Bruder von Papa, besorgte Stoffe, die Mama an den Mann brachte. Onkel Hans hatte eine genaue Vorstellung davon, was er an Naturalien oder Geld dafür haben wollte, Mama durfte den Mehrerlös behalten. Sie war clever genug, dabei einiges für uns heraus zu holen. Heute würde man sagen, sie hatte eine Ich-AG¹⁹ gegründet.

Gegen den kleinen Hunger zwischendurch hatten Heinz und ich ein kleines Lager auf dem Dach der Laube angelegt, einem kleinen Gartenhaus, das Papa später zu einem Stall umbaute. Die dort gehorteten Vorräte bestanden zum größten Teil aus Obst und vom Feld geklauten Steckrüben. Es war unser kleines Geheimnis und gab uns ein Gefühl der Sicherheit. Man wusste ja nie, wann der Hunger wieder zuschlug. Ich bin sicher, dass es uns in dieser Zeit wieder besser ging, aber die gemachte Erfahrung hat uns auf diese Idee gebracht. Wäre es uns noch schlecht gegangen, hätten auf alle Fälle auch Mama und Ingrid von dieser „Einrichtung“ profitiert.

Wenn die Kornfelder im Spätsommer abgeerntet waren, haben wir die Ähren aufgesammelt, die liegen geblieben waren. Auf dem Dachboden wurde solange auf sie eingedroschen, bis sie ihre Körner freigaben. Mit Hilfe einer Kaffeemühle wurde aus den Körnern ein Gemisch aus Schrot und Mehl, das zu einer Art Pfannekuchen verarbeitet wurde.

Mehr und mehr trat das Thema Nummer 1 in den Hintergrund. Nein, Thema Nummer 1 war damals nicht das, was wir heute darunter verstehen. Thema Nummer 1 war:

Wie werde ich morgen satt.

Wir konnten uns wieder mehr auf das konzentrieren, was Kinder sonst so tun, nämlich spielen und Blödsinn machen.

Bei Heinz kam in jungen Jahren schon der Techniker durch. Irgendwie hatten wir Feldtelefone der Wehrmacht organisiert, mit deren Hilfe eine Standleitung zu Dieter Mertinat aufgebaut wurde. Mertinats waren wie Rümmlers und Klaus direkte Nachbarn, mit denen wir aber weniger Kontakt hatten. Aber Dieter war ein Schulfreund von Heinz, mit dem dann per Telefon Ergebnisse der Schularbeiten ausgetauscht wurden oder auch

¹⁹ „kleine“ Existenzgründung mit Förderung vom Arbeitsamt (2004)

Sprüche wie „der Elefant von Wichlinghausen lässt einen F . . . durchs Telefon sausen“ durch den Draht geschickt wurden.

Mama wusste nichts von dieser neuen Errungenschaft. Nur so konnte es passieren, dass sie beim Hecke schneiden neben den Zweigen auch den Draht kappte, der unsere Verbindung zur Außenwelt darstellte. Dann musste ein Suchtrupp los, um den Schaden wieder zu reparieren.

Die Dynamos der Feldtelefone, mit deren Hilfe man am anderen Ende des Drahtes beim gerufenen Telefon das Klingelzeichen auslöste, waren auch zu anderen Dingen zu gebrauchen. Einer fasste an die Kontakte, der andere drehte die Kurbel so lange, bis das Kribbeln in den Fingern nicht mehr auszuhalten war. Wer das am längsten durchhielt, hatte gewonnen.

Oder wir brachten damit Glühbirnen zum Leuchten. Man musste allerdings flott drehen, um etwas Licht zu haben. Das war dann die Beleuchtung für unsere Straßenbahn, die wir uns gebastelt haben.

Die Schienen waren Holzbrettchen, die zurecht geschnitten wurden. Aus weichem Holz schnitzten wir uns Waggon, die dann einen Stromabnehmer aus Draht erhielten. Diese Straßenbahnen schoben wir über die „Schienen“ und machten die entsprechenden Geräusche dazu.

Sicher war es mehr das Basteln und das Schnitzen, das uns Spaß machte. Von Bahnen, die von alleine fahren, wagten wir noch nicht einmal zu träumen.

Ein besonderes Spielzeug war ein Schiff, das aus mehreren Einzelteilen zusammen gebaut werden musste. Es handelte sich um einen Zerstörer, der auseinander flog, wenn man über einen Stift, der aus dem Schiff heraus ragte, im inneren eine Feder auslöste. Wir wurden nicht müde, den Kahn immer wieder in die Luft zu jagen. Damals war Kriegsspielzeug natürlich das normale, wie sollten wir auch eine Beziehung aufbauen zu den schrecklichen Tragödien, die sich besonders gegen Ende des Krieges durch die Torpedierung von Kriegsschiffen, aber auch Flüchtlingsschiffen ereigneten.

In bleibender Erinnerung ist mir auch ein Scherenfernrohr geblieben, das neben den Feldtelefonen zur „Kriegsbeute“ gehörte. Bleibende Erinnerung deshalb, weil es mir einmal auf den Kopf gefallen ist. Es lag auf dem Dach eines der im Oller ausgebauten Zimmer und war vom Rand aus irgendwie ins Rutschen gekommen. Es diente dazu, die Lage außerhalb eines Schützengrabens einzuschätzen, ohne dabei den Kopf rauszustrecken und hatte ein Gewicht, dass es eine ordentliche Beule gab, wenn es einem aus über einem Meter Höhe auf den Kopf fiel. Man guckte unten rein und über ein Spiegelsystem oben wieder raus. Wir haben damit von den oberen Fenstern aus die Leute beobachtet, ohne selbst gesehen zu werden.

Woher wir einen Kristall-Detektor hatten, weiß ich nicht mehr. Was ein Kristall-Detektor ist?

Praktisch ein Radio, das ohne äußere Stromquelle funktioniert. Es würde hier zu weit führen, technische Details zu erklären. Im Internet findet man genug Informationen. Wir hatten jedenfalls einen Detektor mit Kopfhörer und konnten Musik hören, soviel wir wollten. Natürlich nur, wenn wir mit einer Abtastfeder die richtige Stelle auf dem Kristall fanden, um einen Sender zu empfangen. Wir lagen im Bett, stülpten uns die

Kopfhörer über die Ohren und wachten morgens mit dicken Ohren auf, weil wir dabei eingeschlafen waren.

Das war schon eine tolle technische Errungenschaft. Das reichte uns aber nicht. In unserer Fantasie stellten wir uns vor, wie es denn sei, im Bett zu liegen und die neuesten Filme auf der gegenüber liegenden Wand zu sehen. Wir waren zumindest in unserer Vorstellung weiter als das Fernsehen, das zwar schon erfunden war, aber erst viel später Realität wurde.

Schon ab 1939 hatte man während des Krieges eine Zwangsrationierung von Lebensmitteln eingeführt. Fett, Fleisch, Butter, Milch, Käse, Zucker, Marmelade und später auch Brot, Eier und Kartoffeln waren nur noch gegen sogenannte Lebensmittelkarten zu bekommen.

Auch nach dem Krieg musste der Mangel verwaltet werden, jeder sollte die gleichen Chancen haben, Nahrung und Kleidung zu ergattern.

Aber was nützte der schönste Berechtigungsschein, wenn die Geschäfte keine Ware hatten. An der langen Menschenschlange vor einem Geschäft erkannte man, ob es etwas zu holen gab. Oder man stellte sich an in der Hoffnung, dass bald Ware eintreffen wird. Aber was nützte das, wenn nichts mehr da war, wenn man endlich an der Reihe war.

Dazu fällt mir die Geschichte mit den geklauten Lebensmittelkarten ein. Lotti habe ich ja bereits vorgestellt. Lottis Vater war gefallen, ihre Mutter verdiente sich einiges zusätzlich durch Nähen, sie bekam dafür auch hin und wieder Lebensmittelkarten. Sicher hatte sie den Überblick darüber verloren, denn Lotti gelang es, einige davon zu „organisieren“ und mit uns zu teilen. Mama durfte davon nichts wissen, sie hätte das nicht gebilligt. Geld war vorhanden, wir bekamen ein ganzes Brot dafür. Lotti, Heinz und ich saßen auf einer Bank in der Nähe der Bundeshöhe und wurden an diesem Tag so richtig satt.

Unvergessen ist das auch deshalb, weil beim Futtern eine Frau auf uns zu kam und uns bat, ihr ein Stück Brot abzugeben. Sie muss großen Hunger gehabt haben, sie aß den Kanten Brot nicht, sie verschlang ihn. Für uns war es wirklich eine große Freude, ihr dabei zuzusehen.

Ab Herbst 1945 konnte an den Wuppertaler Schulen wieder ein regelmäßiger Schulunterricht stattfinden. Meine Einschulung hatte ja schon in Thüringen stattgefunden, aber nach unserer Rückkehr war durch die Kriegswirren an einen Unterricht nicht zu denken. Ich fing mit acht Jahren wieder als „i-Dötzchen“ an. So wurden die Kinder genannt, die gerade eingeschult worden waren. Aber im April 1946 wurde ich dann sofort in die dritte Klasse versetzt. Ich muss wohl doch was in Thüringen gelernt haben.

Wir haben unseren Papa wieder

Papa war nach Kriegseinsätzen in Frankreich, Italien, Lettland nach Russland verlegt worden und dort in Kriegsgefangenschaft geraten.

Wir hatten lange nichts von ihm gehört. Ein Jahr und vier Monate nach Kriegsende erhielten wir im September 1946 endlich eine Postkarte. Er konnte uns schreiben, dass es ihm den Umständen entsprechend gut gehe und dass er hoffe, bald zu Hause zu sein. Den genauen Tag seiner Ankunft konnte er uns aber nicht nennen.

Aber als es ungefähr eine Woche später morgens an der Haustür klingelte, wussten wir, wer vor der Tür stand. Wir Kinder lagen noch oben in unseren Betten und stürzten die Treppe hinunter. Mama war deshalb schneller an der Tür und fiel unserem Papa um den Hals. Wir kamen dazu und alle heulten vor Freude.

Er kam in einer zerrissenen Uniform, verdreckt und müde nach Hause. Das Geld für die Fahrt mit der Straßenbahn vom Bahnhof Elberfeld bis nach Lichtscheid hatte ihm eine Frau geschenkt. Ich weiß nicht mehr, ob er krank war, aber er brauchte bestimmt eine längere Zeit, um sich von den erlittenen Strapazen zu erholen und sich wieder einzugewöhnen.

Papa hat noch das Glück gehabt, viel früher als manche andere entlassen worden zu sein. Dabei hat ihm ein Augenarzt aus Wuppertal geholfen, der ihm im Kriegsgefangenenlager bescheinigte, dass er wegen eines grauen Stars nicht mehr gut sehen könne. Das war mit ein Grund, dass er eher in die Heimat zurück konnte.

Später hat er oft von seinen Kriegserlebnissen erzählt. Da er aber schon vierzig Jahre alt war, als er eingezogen wurde, hat er Gott sei Dank nie in vorderster Front kämpfen müssen. Aber das, was er gesehen und erlebt hatte, war bestimmte so viel, dass man es ein Leben lang nicht verarbeiten kann. Er hat gerne und auch immer wieder dieselben Geschichten erzählt, so das wir auch mal gestöhnt haben: „Papa, nicht schon wieder, das kennen wir jetzt“. Erst viel später habe ich begriffen, dass es für ihn auch eine Therapie war, das Ganze abzuarbeiten und zu vergessen.

Für uns alle war es jetzt wichtig, dass Papa wieder eine Arbeit fand. Mama hatte bis dahin Unterstützung von der Stadt erhalten, war aber schon darauf hingewiesen worden, dass diese Unterstützung gesenkt würde und sie trotz der drei Kinder Geld dazu verdienen müsse.

Die Unterstützung wurde von der Stadt gezahlt, weil Papa vor dem Krieg bei der Straßenreinigung beschäftigt war. Er war als Straßenkehrer für die Reinigung der Straßen und Gehwege des Bezirks Tölleturm zuständig. Ein Glück für uns, dass er nach seiner Rückkehr sofort wieder seine Arbeit dort aufnehmen konnte.

Straßenkehrer war nicht sein Traumberuf.

Papa war ungefähr fünfzehn Jahre alt, als sein Vater im ersten Weltkrieg verunglückte. Da er der älteste Sohn war und seine Mutter mit sechs Kindern ohne Mann dastand, musste er seine Schreinerlehre abbrechen und Geld für die Familie verdienen. Aus Erzählungen weiß ich von einer Tätigkeit bei einer Bonbonfabrik und bei einem Hersteller für Fensterrollläden.

Bei der Wirtschaftskrise und der Inflation ab 1920 wurde er wie viele andere arbeitslos. Später konnte er dann bei der Straßenreinigung anfangen und war froh, dass er Geld verdienen konnte.

Der Schulbetrieb lief für uns Kinder wieder normal. Wir gingen zur „Volksschule“ am Marper Schulweg, so hieß die Grundschule damals. Bezeichnend ist, dass weniger in Erinnerung geblieben ist, wie und was wir da gelernt haben, sondern dass es jeden Tag die „Quäkerspeise“ gab. Mal war es eine süße Maissuppe, mal eine Kohlsuppe, an die ich nur ungern denke, weil in ihr dicke Klumpen aus Mehl und Haaren schwammen. Die Maissuppe wurde gerne gegessen, vor der Kohlsuppe haben wir uns geekelt. Aber die Versorgung mit Lebensmittel war immer noch so schlecht, dass Mama froh war, wenn wir in der Schule schon eine warme Mahlzeit bekommen hatten.

Papa profitierte auch davon. In der Nähe der Schule war ein Platz, wo er Pause machte und mir gelang es oft, auch für ihn von der Schulspeisung eine Portion abzuzweigen.

Bisher war ich der Meinung, dass die Quäkerspeise - den Namen habe ich jedenfalls in Erinnerung - mit Hilfe der amerikanischen Religionsgemeinschaft der Quäker gespendet und organisiert wurde. Ich habe aber im Internet keine Bestätigung dafür gefunden. Auf alle Fälle stammten die Hilfslieferungen dafür aus amerikanischen Beständen.

Hilfe für die hungernde Bevölkerung gab es nach Kriegsende auch von der Hilfsorganisation CARE, die 1945 in den USA gegründet wurde, um die Not in Europa mit mehr als 100 Millionen CARE-Paketen zu lindern.

Fast zehn Millionen CARE-Pakete mit Lebensmitteln, Kleidung und Werkzeugen halfen ab 1947 allein in Deutschland hungernden und ausgebombten Familien materiell, aber auch moralisch über die Runden zu kommen.

Leider haben uns diese Pakete nie erreicht. Warum? Weiß ich nicht. Jedenfalls können wir Kinder uns nicht daran erinnern, je eins bekommen zu haben. Die Pakete wurden über die Kirchen verteilt, vielleicht war unser Kontakt zur Kirche nicht so innig. Bei meiner Kommunion im Frühjahr 1947 habe ich allerdings von der Kirche ein paar Schuhe bekommen. Ob die aus einem CARE-Paket stammten, kann ich nicht sagen.

Eine gute Möglichkeit, mal wieder an Süßigkeiten zu kommen, bot uns der 10. November 1946. Es war Martinstag und wir gingen wieder nach Einbruch der Dunkelheit „Mätensingen“, ein Brauch, der sich bis heute erhalten hat. St. Martin hat laut einer Legende seinen Mantel mit einem Bettler geteilt, also gehen die Kinder von Haus zu Haus, singen Martinslieder und hoffen darauf, dass man Süßigkeiten und andere schöne Sachen mit ihnen teilt.

Wir sangen unser Lied auf Platt. Das ist eine Art, ein Martinslied zu singen, die man nur in Wuppertal und Umgebung kennt. Seit ich in Mettmann wohne, habe ich einmal erlebt, dass ein kleines Mädchen in Begleitung ihrer älteren Schwester unser Lied sang. Na klar, sie war auf Besuch und kam aus Remscheid.

Platt zu sprechen und richtig aufzuschreiben, ist aber nicht meine Stärke. Unsere Eltern sprachen mit uns immer hochdeutsch. Nur wenn unsere Tante Paula, die Schwester von Mama, zu Besuch war, sprachen beide das Platt ihrer sauerländischen Heimat. Dann verstanden wir Kinder nur noch „Bahnhof“.

Mit fällt es deshalb schwer, hier unser Lied aufzuschreiben. Ich habe es aber zum größten Teil im Internet gefunden:

Mäten is en godden Mann,
de us god wat geven kann,
de Äppel un de Beeren,
de Nöte ovendrop.

St. Martin ist ein guter Mann,
der uns gut was geben kann,
die Äpfel und die Birnen,
die Nüsse obendrauf.

Oh junge Frau, oh junge Frau,
lot us nich to lange stohn!
Vie möt noch en Hüsken widder gohn.

Oh junge Frau, oh junge Frau,
lass uns nicht so lange stehn!
Wir müssen noch ein Häuschen weiter gehn.

Falls unser Singen nicht von Erfolg gekrönt wurde, brachten wir unser Bedauern darüber folgendermaßen zum Ausdruck:

„Owwen am Himmel,
do steht en witten Schimmel.
Do drop steht geschreven:
Gizhals, Gizhals, Gizhals!

Oben am Himmel,
Da steht ein weißer Schimmel.
Da drauf steht geschrieben:
Geizhals, Geizhals, Geizhals!

Bei Rümmlers, unseren evangelischen Nachbarn, war aber mit St. Martin nicht viel zu holen. Sie kannten nur Martin Luther und deshalb wurden wir nur reichlich beschenkt, wenn wir sangen:

Eine feste Burg ist unser Gott.

Süßigkeiten waren natürlich rar, es gab Äpfel und Birnen und selbst gebackene Plätzchen. Aber wir wussten, wie wir an Schokolade und ähnliche schöne Sachen kommen konnten. Wir zogen vor die Häuser, in denen die englischen Offiziere mit ihren Familien wohnten und sangen unser Lied. Die wussten natürlich nichts damit anzufangen, erfuhren aber schnell von ihren deutschen Hausmädchen, worum es ging. Seitdem ist mir die Marke Cadbury für Schokolade ein Begriff und ich habe in guter Erinnerung, dass die Engländer ein Herz für deutsche Kinder hatten.

Der Winter 1946/1947 wurde sehr kalt. Wir hatten wie viele andere weder Holz noch Kohlen zum Heizen. Die Versorgung mit Kohlen war total zusammen gebrochen. Da sind wir mit Onkel Willi nachts in den Wald gegangen und haben Bäume gefällt und zerlegt, um die Öfen in der Wohnküche und in unserem Schlafzimmer unter dem Dach mit Brennmaterial zu versorgen.

Natürlich war das verboten. Aber wer fragte schon danach. Wir zogen das Holz mit unserem Schlitten nach Hause und waren froh, nicht frieren zu müssen. Das war ja auch kein klauen, das war „fringsen“.

Diesen Ausdruck haben im Winter 1946/1947, als die Not so groß war, die Kölner geprägt. Sie sind auf die langsam fahrenden Kohlenzüge aufgesprungen, haben die Kohlen runter geschmissen und sie aufgesammelt. Der damalige Kölner Erzbischof, Kardinal Frings, hatte den Diebstahl von zum Überleben notwendigen Gütern in einer Notlage gerechtfertigt.

Wir haben die Absolution von Kardinal Frings auch für uns in Anspruch genommen. Wir haben Holz gefringst.

Papa war beim Holzfällen nicht dabei. Warum, weiß keiner von uns Geschwistern mehr. Ich vermute, dass er nach seiner Rückkehr im September noch zu krank war, um mitzumachen.

Der kleine Ofen, der bei uns im Schlafzimmer unter dem Dach stand, bemühte sich redlich, gegen die Kälte anzugehen. Trotzdem sind wir oft wach geworden und hatten wunderschöne Eisblumen an den Fenstern.

Wenn wir mit blau gefrorenen Händen nach Hause kamen, hatte Mama ein Spezialrezept dagegen:

Wir steckten unsere Hände so lange unter ihre Achseln, bis sie wieder warm waren.

Das Leben normalisiert sich langsam

Weihnachten

Wenn man in seinen Kindheitserinnerungen kramt, bleiben die Gedanken an die erlebten Weihnachtsfeiertage nicht außen vor.

Mir ist es aber unmöglich, die Weihnachten der einzelnen Jahre zu beschreiben. Betrachtet man sie mit dem Abstand von vielen Jahren, dann verschwimmt alles zu *einem* Weihnachten.

Das ist aber auch nicht weiter schlimm. Was hängen geblieben ist, sind nur schöne Erinnerungen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es uns im Krieg schlecht, nach dem Krieg etwas besser und später gut ging. Mama und Papa (soweit es Papa möglich war) haben es immer verstanden, aus diesen Tagen etwas Besonderes für uns zu machen.

Als wir klein waren, fand die Bescherung erst am 1. Weihnachtstag statt. Nach einer Nacht, in der wir schlecht schliefen, wurden wir früh von einem Posaunenchor geweckt, der auf dem Dorfplatz Weihnachtslieder spielte. Unser Nachbar Rümmler war einer der Musikanten, die mit ihrer Musik den Bergfrieden weihnachtlich einstimmten.

Dann ließ das Christkind ein Glöckchen erklingen. Das war das Zeichen, das wir in die Wohnküche durften, wo leider noch ein großes Tischtuch den Tisch verhüllte. Man konnte nur ahnen, was sich darunter an schönen Sachen versteckte. Das Christkind muss aber irgendwann mal das Glöckchen vergessen haben, denn später waren es Mama oder Papa, die damit die Bescherung einläuteten.

Das Tischtuch wurde leider nicht sofort zur Seite geräumt. Vor allem Oma, die ja mit uns im Haus wohnte, bestand darauf, dass erst mal Weihnachtslieder gesungen wurden. Dann endlich wurden unsere Erwartungen erfüllt und wir durften ran an die Geschenke.

Die waren nie gerade üppig. Aber später weiß man, dass Kinder ihre Erwartungen auch an die Möglichkeiten anpassen können. Wir waren eigentlich immer zufrieden mit dem, was wir geschenkt bekamen.

Einmal war es eine Schubkarre aus Holz, die Papa für mich gebastelt hatte. Als er dann im Krieg war, habe ich als kleiner Knirps damit der Mama im Garten geholfen. Ich habe Erde von einem Fleck zu einem anderen transportiert. Ich hoffe jedenfalls, dass ich ihr damit geholfen habe.

Mit Weihnachten in Thüringen verbinde ich Kuchen und Plätzchen backen. Vor allem das vorweihnachtliche Plätzchen backen war der Schwerpunkt. Wir hatten satt zu essen, auch Obst war reichlich vorhanden, aber an Spielzeug mangelte es. Dafür hatten wir auf dem Bauernhof alle Freiheiten, uns auszutoben und auf unsere Weise Spiele zu erfinden und zu erleben.

Als wir größer waren, wurde die Bescherung auf den Heiligen Abend verlegt. Wir durften lange aufbleiben und um 24 Uhr mit zur Christmette gehen. Sie wurde in der kleinen Kirche gefeiert, die in der Nähe des alten Lichtscheider Wasserturms und gegenüber der Fabrik Vorwerk stand.

Zum Weihnachtsbaum fällt mir in erster Linie eine Geschichte ein, über die wir Geschwister immer wieder lachen, wenn wir uns daran erinnern:

Das Geld war knapp, wie immer. Bekanntlich werden die Weihnachtsbäume immer billiger, je näher der Heilige Abend heranrückt. Papa war ausgezogen, um den schönsten, aber natürlich auch den billigsten Baum zu ergattern. Das muss ihm nicht ganz gelungen sein. Denn er kam mit einem Gerippe von Baum unter dem Arm zurück, das eher nach einem Besenstiel als nach einem Weihnachtsbaum aussah. Er hatte allerdings auch viele Tannenzweige dabei, was uns wieder hoffen ließ.

Nach einer guten Stunde werkeln in der Waschküche hatte Papa einen wunderschönen Tannenbaum vorzuweisen. In den Besenstiel hatte er schön regelmäßig Löcher gebohrt und die Zweige nach ihrer Größe sortiert hineingesteckt. So gerade gewachsen findet man sonst keine Tanne. Da war es dann nicht mehr so schlimm, dass sie Sylvester nur mit Mühe erlebt hat.

Die Tanne sollte natürlich mit Kerzen geschmückt werden. Wir hatten Kerzenreste, woher auch immer. Fertige Kerzen waren aber zu teuer. Da haben wir uns eben die Kerzen selbst gegossen. Das Wachs wurde geschmolzen und in ein entsprechend großes Eisenrohr gegossen. Ein im Rohr möglichst senkrecht gehaltener Baumwollfaden musste die Aufgabe eines Dochtes übernehmen.

Die Kerzen sahen etwas grau aus, aber sie brannten. Dass sie dabei knisterten und manchmal sprühten wie Wunderkerzen lag wohl daran, dass in das Wachs Feuchtigkeit gedrungen war. Wir hatten jedenfalls richtige Weihnachtskerzen und haben uns später lange dagegen gewehrt, elektrische Kerzen zu akzeptieren. An einem Weihnachtsbaum mussten eben richtige Kerzen brennen.

Es ist schon komisch, wie einem Geschenke wichtig waren, die heute keine Geschenke mehr sind.

Heinz bekam von Oma ein gebratenes Kotelett geschenkt. Ich habe bestimmt auch etwas bekommen. Aber ich war höllisch neidisch auf Heinz. Die Liebe ging immer noch durch den Magen; ein gebratenes Kotelett war in dieser Zeit einfach nicht zu toppen.

Von Tante Else und Onkel Willi ist mir ein Karton mit Schreibutensilien in guter Erinnerung. Und mein großer Bruder hat mir mal aus einem großen Karton ein Haus gebastelt, mit dem ich gerne gespielt habe.

Das schönste Geschenk, das mir meine Eltern gemacht haben, war aber eine richtige elektrische Eisenbahn. Sie hatte Schienen und konnte im Kreis fahren. Papa hatte sie von einem Bastler besorgt und bestimmt einiges dafür hingeblickert. Aber entweder war der Bastler nicht auf dem laufenden oder die Lok war in ihrem Vorleben mal eine Bergbahn gewesen. Jedenfalls fuhr sie nicht, sondern sie kroch mit einigem Lärm über die Schienen. Das hat der Liebe zu ihr aber keinen Abbruch getan.

Sie war aber nicht zu vergleichen mit der Eisenbahn, die unser Vetter Horst besaß. Horst ist der Sohn von Onkel Hans, dem jüngsten Bruder von Papa. Horst hatte eine Eisenbahn, die zu Weihnachten aufgebaut wurde und durch die ganze Wohnung fuhr. Ich durfte sie bei Besuchen bewundern und auch damit spielen.

Komischerweise waren wir aber immer zufrieden mit dem, was bei *uns* möglich war.
Immer?
Nicht immer!

Ein Junge, der am Dausendbusch wohnte und dessen Eltern die schon einmal erwähnte Fabrik besaßen, hatte ein Gefährt, das man heute als Gokart bezeichnen würde. Es hatte natürlich keinen Motor, sondern es wurde mittels einer Stange angetrieben, die man mit den Händen vor und zurück bewegte. Ich glaube, man nannte das den „Fliegenden Holländer“. Ich war auf alle Fälle ganz schön neidisch und mir wurde klar, dass es Leute gab, die mehr Geld besaßen als wir.

Auch die Eltern von Horst konnten es sich leisten, ihrem Sohn, als wir in die Sturm- und Drangjahre kamen, ein Moped zu kaufen. So was hätte ich auch gern gehabt. Horst hatte auch nichts Besseres zu tun, als die Errungenschaft vorzuführen und uns den Mund wässrig zu machen.

Deshalb wird jeder Verständnis dafür haben, dass ich noch heute eine klammheimliche Schadenfreude empfinde, wenn ich daran denke, wie er stolz und nicht ohne Tempo den Bergfrieden hinunter auf den Dorfplatz zugefahren ist. Er hat wohl das Maschinen noch nicht so ganz beherrscht, denn nur so ist zu erklären, dass er auf dem Dorfplatz nicht bremste, sondern ungebremst in eine Hecke fuhr, die sich auf tat und hinter ihm schloss. Er sah danach etwas verschrammt aus, sonst ist ihm aber nichts passiert.

Onkel Hans war es aber auch, der uns nach dem Krieg die erste Tafel Schokolade mitbrachte, die wir bekamen. Wir haben sie geteilt, die Riegel in das Silberpapier eingewickelt und andächtig daran gelutscht. Daran sollte man denken, wenn man heute auf die Schnelle eine ganze Tafel wegputzt und dann jammert, man würde zu dick.

Schafe und Hühner

Irgendwann in dieser Zeit hat Papa die Laube, von der ich schon erzählt habe, zu einem aus Steinen erbauten Stall umgebaut und anschließend einige Quadratmeter Wiese mit einem Maschendraht umzäunt.

Der Garten und die Obstbäume versorgten uns zwar mit Gemüse und Obst, aber Fleisch, Milch und Eier waren immer noch knapp.

Also wurde über die Verwandtschaft von Onkel Martin, dem Mann von Tante Hildegard, ein kleines Schäfchen gekauft, das zu einem stattlichen Schaf heranwuchs und Lieschen hieß.

Lieschen hatte sein Zuhause im neuen Stall, den es mit einigen Hühnern teilen musste, die auf der linken Seite vom Eingang her gesehen ihre Sitzstangen hatten. Durch ein Loch in der Wand konnten die ins Gehege laufen und sich so bewegen, wie es sich für Hühner gehört.

Lieschen sollte groß und stark werden und irgendwann auch mal Milch geben. Entweder war sie auf der Wiese angepflockt und fraß sie kahl oder wir Kinder mussten mit ihr an der Leine ins Grüne marschieren, damit sie satt wurde. Dabei fraß sie mit Vorliebe alles weg, was sich im Frühjahr anschickte, eine Blatt, eine Blume oder ein Baum zu werden. Lieschen wurde so kräftig, dass wir sie kaum noch halten konnten.

Ich stand einmal mit ihr oberhalb des Platzes, wo früher das Gefangenenlager stand und dessen Baracken nach dem Krieg als Behelfswohnungen dienten. Ich träumte so vor mich hin, als von unten ein Mann den Berg hinauf sprang. Lieschen machte einen Riesensatz und ich lag so lang wie ich war auf der Nase. So etwas vergisst man nicht. Ich hatte den Eindruck, dass das Schaf sich anschließend ein Grinsen kaum verkneifen konnte.

Lieschen ersetzte auch bei unseren Nachbarn Klaus den Rasenmäher. Natürlich musste noch zugefüttert werden, denn allein von Grünzeug wird keiner satt. Deshalb stand jeden Abend im Stall eine Schüssel mit Kartoffelschalen für sie bereit. Wenn es auf den Abend zuging, öffnete ich bei uns das Törchen zur Straße, machte für Lieschen bei Klaus den Weg frei und ließ sie von der Leine. Dann rannte sie wie ein geölter Blitz in Richtung Stall und machte sich über die Kartoffelschalen her.

Wie schon erwähnt, sollte Lieschen auch Milchspender für uns sein. Das geht natürlich nur, wenn sie Mutter geworden ist. Papa und ich lernten, dass unsere Schafsdame nur dann gewillt ist, sich mit einem Schafsbock einzulassen, wenn sie heftig mit dem Schwanz wedelt, sobald sie oberhalb desselben gekrault wird.

Irgendwann war es dann soweit. Wir marschierten mit Lieschen nach Ronsdorf²⁰, damit sie, wie mit dem Besitzer des Bocks abgesprochen, einige glückliche Minuten erleben durfte. Aus den Minuten wurde leider nichts, es waren eher Sekunden. Um die zu erleben, musste der Bock auch noch mit einer kräftigen Ohrfeige ermuntert werden, seine Pflicht zu tun, er war wohl nicht gut drauf an diesem Tag.

²⁰ südlicher Stadtteil von Wuppertal

Zu seiner Ehre sei gesagt, dass er seine Pflicht erfüllt hat, denn im Frühjahr wurde Peterchen geboren.

Peterchen war ein kleines Böckchen, dessen Los es war, irgendwann einmal im Kochtopf zu landen. Das wusste er aber noch nicht, deshalb hatten wir Kinder viel Freude an dem munteren Tierchen. Wir durften ihn nach kurzer Zeit mit einem Fläschchen füttern, damit wir an die Milch von Lieschen kamen. Was zugefüttert wurde, weiß ich nicht mehr. Die Milch war sicher wertvoller für uns.

Peterchen bekam im nächsten Jahr einen Nachfolger, das war dann Peterchen II. Der stand einmal, als ich von der Schule nach Hause kam, irgendwie traurig auf der Wiese herum. Bei näherem Hinsehen hatte sich etwas unter seinem Bauch verändert. Peterchen war kastriert worden. Ich vermute heute, dass sich das positiv auf den Geschmack des Fleisches auswirkt, denn er sollte bestimmt nicht in ein geschlechtsreifes Alter kommen. Peterchen fand das gar nicht positiv, hat sich aber schnell von diesem Eingriff erholt.

Unserer mangelnden Erfahrung im Umgang mit den Tieren ist es zuzuschreiben, dass Lieschen und auch einmal eines der Jungtiere fast eingegangen sind. Sie haben was Falsches zur richtigen Zeit oder was Richtiges zur falschen Zeit gefressen. Das kann nur ein Landwirt erklären. Jedenfalls stand ein Peterchen auf der Wiese und hatte Schaum vor dem Mund. Soviel ich heute weiß, sind es Blähungen, die den Tieren so zu schaffen machen und die ohne Hilfe nicht abgehen. Papa hat einmal eine ganze Nacht im Keller bei Lieschen verbracht und ihr den Bauch gerieben. Es hat sich gelohnt, sie kam durch. Warum sie in einer Kellerecke den Kohlen gegenüber stand und nicht im Stall? Keine Ahnung! Es war vielleicht so kalt, dass wir sie vorübergehend im Keller einquartiert hatten.

Ja, und dann kam auch irgendwann einmal die Stunde der Wahrheit. Es wurde ein Lamm geschlachtet bzw. Lieschen musste auch mal dran glauben. Das Schlachten übernahm für uns Herr Schunke, wir bekamen nichts davon mit. Wir wussten natürlich, was da eines Tages vor uns auf dem Teller lag und traten in einen Essensstreik. Mama ging es nicht viel anders. Das Fleisch wurde größtenteils verschenkt, andere haben sich darüber gefreut.

Lieschen lag noch lange vor unserem Bett. Nicht Lieschen natürlich, sondern ihr Fell. Die Wolle hat Mama gesponnen und zwar mit einem richtigen alten Spinnrad, wie wir es nur aus Dornröschen kannten.

In dieser Zeit habe ich eine intensive Beziehung zu Schafen aufgebaut. Noch heute kann ich nicht an einem Tier vorbeigehen, ohne es mal schnell zu kraulen, wenn es möglich ist.

Jetzt hätte ich aber fast unsere Hühner vergessen. Sie haben uns mit Fleisch und Eiern versorgt und haben es verdient, hier erwähnt zu werden.

Die Beziehung zu ihnen war nicht so innig wie zu unseren Schafen, ging aber immerhin so weit, dass ich unserem Hahn Konkurrenz gemacht habe, wenn es ums Krähen ging. Wenn es mir zu still auf dem Bergfrieden war, habe ich wie ein Hahn gekräht und damit ein Konzert von krähenden Hähnen ausgelöst. Wir waren nicht die einzigen, die Hühner hatten.

Mittlerweile war ich so groß und kräftig, dass ich regelmäßig im Garten helfen und Beete und Baumscheiben vom Unkraut befreien durfte (musste). Wenn im Frühjahr der Garten umgegraben wurde, hatten die Hühner ihre große Stunde. Sie erkannten den Regenwurm schneller als wir ihn erahnen konnten und schnappten sich die Delikatesse. Dabei liefen sie Gefahr, unter gegraben zu werden, denn sie sprangen oft ziemlich spät von dem Spaten hinunter.

Unsere Hühner waren also glückliche Hühner. Jedenfalls so lange, bis sie geschlachtet wurden. Sie hatten Auslauf in der umzäunten Fläche neben dem Stall und durften auch mal in den Garten auswandern, wenn wir dabei waren. Sie hörten aufs Wort, wenn sie wieder in den Stall sollten. Bestimmt haben auch einige ausgestreute Körner dazu beigetragen, aber auch heute noch kommen Hühner angerannt, wenn ich einen Lockruf von mir gebe.

Kommunion

Das war der schönste Tag meines Lebens.

Jedenfalls hat man mir beim Kommuniionsunterricht erzählt, dass der Tag der heiligen Kommunion der schönste Tag im Leben sei.

Ich war zehn Jahre alt und habe nicht mehr alles geglaubt, was man mir gesagt hat. Da muss doch noch was kommen, habe ich gedacht.

Mama und Papa haben jedenfalls alles getan, um diesen Tag zu einem schönen Tag werden zu lassen. Eine uns bekannte Schneiderin, Fräulein Bröckermann (damals war eben eine unverheiratete Frau noch ein Fräulein), schneiderte mir aus einem schönen blauen Stoff eine kurze Hose. Neue Schuhe bekam ich von der Kirche. Wie schon erwähnt, stammten sie eventuell aus einem CARE-Paket, das weiß ich aber nicht genau.

Die Messe wurde in der Herz-Jesu-Kirche in Wuppertal-Unterbarmen gefeiert. Wir empfangen die Heilige Kommunion, gingen wieder in die Bank und sollten mit vor dem Gesicht gehaltenen Händen beten. Nur hat uns keiner gesagt, wie lange. Also schielte ich zwischen den gespreizten Fingern durch, was denn wohl die anderen so machen. Das muss an diesem Tag das aufregendste gewesen sein, denn das ist am besten in Erinnerung geblieben.

Nein, noch was ist haften geblieben. Mama hat Tortenböden mit Obst belegt und sie statt mit Sahne mit einem Obstschaum verziert, denn Sahne gab es nicht. Um Obstschaum zu schlagen, brauchte man Obstsaft, Eigelb, Eiweiß, Zucker und Geduld beim Schlagen. Genau weiß ich das natürlich nicht mehr, das Rezept habe ich im Internet nachgesehen.

Heute weiß ich: Es gab doch noch schönere Tage in meinem Leben.

1947

In diesem Jahr lernte ich radfahren und schwimmen und habe hier und da einiges angestellt, was nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Aber der Reihe nach:

Eine der nicht lobenswerten Taten war, dass ich auf der Wiese der Bundeshöhe ein kleines Feuerchen entfacht hatte, das sich allerdings schnell zu einem richtigen Feuer entwickelte. Zu meiner Entschuldigung kann ich sagen, dass dabei zum ersten Mal in meinem Leben ein anderes weibliches Wesen als Mutter oder Schwester einen starken Einfluss auf mich ausübte.

Von Lotti habe ich bereits erzählt. Sie war der Meinung, dass man ruhig ein ganz kleines Feuerchen machen könne. Sie war aber auch schneller beim weglaufen als ich, als das Feuerchen immer stärker wurde. Wir haben dann vorsichtshalber dabei den entgegenkommenden Leuten zugerufen, dass da irgend jemand die Wiese angesteckt habe und man etwas unternehmen müsse.

Der einzige, der etwas unternommen hat, war Heinz. Ohne zu ahnen, dass sein Bruder bei diesem Brand im Spiel war, hat er mit einem Sack das Feuer ausschlagen können. Mein Glück, denn der angrenzende Wald hätte leicht ein Opfer der Flammen werden können.

Lotti war es auch, die mich zum ersten Mal verführte. Nein, nicht dazu – nur zum rauchen. Meine erste Zigarette hatte starke Nachwirkungen. Mir war kotzübel. Ich saß lange Zeit auf dem Klo, bis ich mir sicher war, dass mein Magen nicht so reagierte, wie ich befürchtete.

Lotti war *nicht* dabei, als Freunde und ich auf die Idee kamen, Karbid in Flaschen zu packen, sie mit Wasser aufzufüllen und mit dem damals üblichen Bügelverschluss zu verschließen.

Dann musste gehandelt werden. Wir gingen an einem Abhang in Deckung und schmissen diesen Molotowcocktail²¹ auf die über uns liegende Wiese, wo die Flasche mit einem lauten Knall explodierte.

Ich weiß nicht, wer uns von der Wirkung dieses Gemischs erzählt hatte. Ich weiß aber heute, dass dieser Blödsinn ein bodenloser Leichtsinn war. Es ist Gott sei Dank niemand dabei zu Schaden gekommen.

Wir waren nicht die einzigen, die in dieser Zeit damit hantiert haben. Im Internet habe ich nachlesen können, welche verheerende Wirkung dieses Gemisch durch die Gasentwicklung haben kann und fand auch folgende Jugenderinnerung:

²¹ ein **Molotowcocktail** ist eine mit einer brennbaren Flüssigkeit gefüllte und mit einer Lunte versehene Flasche, die als Wurfwaffe verwendet wird und beim Aufprall zerspringt, wodurch sich die Flüssigkeit entzündet.

Tags darauf wurde bekannt, dass in der Blindey, einem kleinen Bauernhof bei Werthenstein, zwei Buben beim Zeuseln mit Karbid verunglückt waren. Einer sei tot, der andere schwer verletzt. Diese Nachricht traf uns hart. Waren wir schuld, dass dieses Unglück passierte, weil die Buben unser Manipulieren mit Karbid nachmachen wollten? Gleichzeitig wurde uns bewusst, dass uns das gleiche Schicksal hätte treffen können.

Im Gegensatz zu diesen Knalleffekten war es eher ein harmloses Vergnügen, den Dorfplatz und angrenzende Grundstücke einzuräuchern. Dazu braucht man zwei Blechbüchsen, deren Boden mit Löchern versehen werden und die man mit einem Bindfaden so zusammenbindet, dass man sie wie einen Weihrauchkessel schwingen kann. Füllt man diese Büchsen mit trockenem Laub, zündet es an und schwenkt das Ganze heftig, entsteht so ein Qualm, dass mancher Priester bei der Heiligen Messe vor Neid erblassen würde.

Zu den positiven Dingen dieser Zeit gehört, dass ich als Lohnempfänger, aber auch als Unternehmer an mein erstes selbst verdientes Geld kam.

Für 50 Pfennig die Stunde habe ich bei einer Familie am Dausendbusch Steine geklopft, also Ziegelsteine aus zerstörten Häusern mit einem Beil so vom Mörtel befreit, dass sie für einen Neubau wieder zu verwenden waren. Neue Steine waren nicht zu bekommen oder zu teuer. Das Haus steht heute noch so da. Ich kann immer sagen: Nur durch meine Mitarbeit!

Wenn im Mai der Flieder blühte, habe ich Mama einiges davon abgeschwatzt und versucht, sie den Nachbarn anzudrehen. Das war nicht ganz einfach, denn sie hatten meist auch Flieder im Garten. Es war wohl mehr ihrer Freundlichkeit zu verdanken, dass diese Tätigkeit doch noch was einbrachte.

Ähnlich gelagert war auch die Idee, im Frühjahr aus Weidenkätzchen und passenden Blumen und Zweigen Kränze und Gestecke zu basteln, die ich mit einem Freund am Unterbarmer Friedhof verkaufen wollte. Ich weiß nicht mehr, ob jemand darauf hereingefallen ist, aber wir waren damals schon so sozial eingestellt, dass wir einen Strauss an ein Mädchen verschenkt haben, das kein Geld hatte, aber ihrer Mutter etwas aufs Grab legen wollte.

Einträglicher, aber auch aufwändiger war mein Job als Eisverkäufer. Eis am Stiel war neu und ein Renner. Ich stand am Kapellenweg in der Nähe des heutigen Spaßbades und brachte mein Eis an die Leute. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wer mir das Geschäft ermöglichte. Es war wohl eine Familie, die auf Kapellen wohnte und bei denen ich auch ab und zu das Haus hütete und die Hühner versorgte, wenn sie ein paar Tage unterwegs waren.

Da nach dem Krieg Altmetalle jeder Art hoch im Kurs standen, war unser Blick oft suchend auf den Boden gerichtet. Wir kannten uns aus bei Bleirohren, Kupferkabeln und Eisenstangen, für die es bei einem Schrotthändler gutes Geld gab.

Oma trug auch ab und zu etwas zu meinem Einkommen bei. Sie hat es bestimmte auch ohne Gegenleistung getan, aber sie verknüpfte es gerne damit, dass ich mal wieder die Blumenbeete oder auch die Baumscheiben vom Unkraut befreite. Das gehörte allerdings nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen.

Schwimmen habe ich im Bad Bendahl gelernt. Es lag rund 1000 m entfernt an der Bendahler Straße, wo sich auch heute noch ein Trainingsbad der Wasserfreunde Wuppertal befindet.

Das Bad war natürlich so kurz nach dem Krieg in keinem guten Zustand. Der Zaun hatte Löcher, im Wasser schwammen Frösche und Molche. Für mich und meine Freunde natürlich kein Grund, das Bad zu meiden. Wir liefen durch den Wald Richtung Bendahl, möglichst schon in der Badehose und barfuß. Die Löcher im Zaun kamen unseren Interessen sehr entgegen. Wer hatte schon von uns das Geld, Eintritt zu bezahlen. Aber bezahlt haben wir oft trotzdem: Mit einem riesigen Sonnenbrand, der dann für die nächsten Tage unsere Aktivitäten etwas drosselte.

Das Schwimmen habe ich mir selbst beigebracht. Erst im flachen Wasser geübt, dann habe ich mich vom Nichtschwimmerbecken immer weiter ins tiefe Wasser getraut, die rettende Mauer möglichst immer nur zwei bis drei Meter entfernt. Irgendwann war es dann kein Problem mehr, das Becken quer und auch längs zu durchschwimmen.

Mein Freund Hans-Jürgen, genannt Schüschü, bevorzugte eine andere Methode. Er konnte noch nicht schwimmen, sprang aber vom zehn Meter hohen Sprungturm. Natürlich so, dass er nicht zu weit vom Beckenrand landete, um mit Bewegungen wie ein schwimmender Hund die rettende Treppe zu erreichen. Das war nicht mein Ding. Ich war schon froh, wenn ich ganz schnell wieder atmen konnte, nachdem ich höchstens mal aus einer Höhe von drei Metern ins Wasser gesprungen war.

Wenn heute Kinder erst mit zehn Jahren Rad fahren lernen, darf man sie getrost als Spätentwickler bezeichnen. Ich war kein Spätentwickler, ich hatte nur sehr spät ein Fahrrad. Kein neues, woher auch?

Heinz und ich lernten, aus alten Fahrradteilen Fahrräder zu basteln, mit denen man wieder fahren konnte. Sie entsprachen nicht immer unbedingt den heutigen Sicherheitsanforderungen. Aber wenn mal die Kette absprang, musste man sich eben auf den Gepäckträger setzen und mit den Schuhsohlen bremsen. Als Beifahrer war auch mal ein Notabsprung nötig, wenn der Rücktritt trotz gegenteiliger Versicherung nicht mehr funktionierte. Im ersten Fall litten die Schuhsohlen nicht unwesentlich, im zweiten Fall brachte einem eine kaputte Jacke in Erklärungsnot.

Ich lernte also erst mit zehn Jahren Fahrrad fahren. Heinz gab mir die nötige Sicherheit, er hielt hinter meinem Rücken das Rad so, dass ich nicht gleich umfiel. Er versicherte auch laufend, dass er alles im Griff habe, bis ich merkte, dass ich schon einige Zeit alleine fuhr. Vor Schreck lenkte ich das Rad gegen die Laterne auf dem Dorfplatz, das einzige Hindernis, das ich vor mir hatte.

Bald darauf beherrschte ich aber das Gefährt so gut, dass ich bei Wettbewerben im Langsamfahren ganz vorne mit dabei war oder auch mal die Vorderradgabel unbrauchbar machte, weil ich versuchte, mit drei Beifahrern auf dem Lenker, der Rahmenstange und dem Gepäckträger eine Wiese zu durchqueren.

Das Jahr 1947 war auch das Jahr, wo Heinz, Ingrid und ich wieder unbeschwert unsere Kindheit genießen konnten. Der Krieg lag hinter uns und Kinder vergessen schnell. Den Existenzkampf, den unsere Eltern weiter führen mussten, bekamen wir nur am Rande mit.

Ich habe bereits beschrieben, welche Möglichkeiten uns Kindern die schöne Umgebung des Bergfriedens bot. Mit zunehmendem Alter veränderten sich natürlich die Interessen. Standen früher Indianer spielen, Buden bauen und Teiche im Böhler Bach anlegen im Mittelpunkt, so wurden wir jetzt etwas sportlicher.

Obwohl es in unserer kleinen Wohnküche sehr beengt zuing, durften ich mit meinem Freund Wilfried auf dem ausziehbaren Tisch Tischtennis spielen. Dabei wurde dann die Tischtennismeisterschaft vom Bergfrieden ausgespielt. Es hat uns nicht weiter gestört, dass wir die einzigen Teilnehmer waren.

Oder wir reaktivierten eine alte Sandgrube, um Weitsprung zu üben.

Da Jungs nicht immer nur friedlich miteinander umgehen, gab es natürlich auch mal Streit und handfeste Auseinandersetzungen. Wilfried hatte eine besondere Art, sich diesen Auseinandersetzungen friedlich und sportlich zu entziehen. Er sprintete in ein großes Brennesselfeld, in das wir ihm mit kurzen Hosen nicht folgen wollten. Seiner Meinung nach schlug er damit zwei Fliegen mit einer Klappe: Wir konnten ihn nicht kriegen und er bekam kein Rheuma. Jedenfalls hatte ihm seine Oma gesagt, dass der Kontakt mit den Brennesseln gut gegen Rheuma sei.

Als eine Art von Sport haben wir wohl auch die Straßenkämpfe angesehen, die wir gegen Jungs von anderen Straßen ausgetragen haben. Wir sagten wirklich Straßenkampf, allerdings war das alles nur Imponiergehabe, um auf die anderen Eindruck zu machen. Wir vereinbarten einen Treffpunkt im Wald, den wir ausgesucht hatten. Dieser Treffpunkt hatte den Vorteil, dass in unserem Rücken ein großer Zaun war und wir damit nur von vorne angreifbar waren.

Schüschü rückte bei dieser Gelegenheit mit einer riesigen Bohnenstange zur Selbstverteidigung an. Ich hatte mir einen Knüppel besorgt, der aus einer Wurzel herausgebrochen war und am Ende eine Verdickung hatte, so dass er wie eine Keule aussah.

Wir haben aber nie damit zugeschlagen. Den Sieg trug die Mannschaft davon, die beim Ringen die beste war. Ich hatte allerdings lange ein Problem damit, dass mal ein mir unterlegener Junge dabei bereits blau anlief, weil ich auf ihm lag und er keine Luft mehr bekam. Es ist aber Gott sei Dank nichts passiert, weil wir das rechtzeitig erkannt haben.

Sportlich waren auch unsere Versuche, im Winter auf einer Waldwiese schifahren zu lernen. Das war damals noch ein exklusiver Sport, den sich nicht jeder leisten konnte. Exklusiv waren auch unsere Ski. Auf alten Brettern hatten wir Lederriemen genagelt, die mehr schlecht als recht Halt gaben. Wir schafften es auf alle Fälle, damit den Hang hinunter zu rutschen. Kurven fahren und bremsen waren aber Dinge, die sich uns noch nicht erschlossen hatten. Da passierte es dann auch mal, dass das eine Bein links und das andere rechts an einem Zaunpfahl vorbei wollte mit den damit verbundenen schmerzhaften Erfahrungen.

Zu den gar nicht positiven Erlebnissen dieser Zeit gehört, dass ich mit einer Krankheit zu kämpfen hatte, die mir lange Zeit zu schaffen machte.

Als Papa aus der Gefangenschaft kam, bemerkte er, dass ich nachts immer mit offenem Mund schlief. Die Diagnose nach einer Untersuchung kann ich hier nicht mehr medizinisch korrekt wiedergeben. Jedenfalls hieß es, dass ich Wucherungen im Hals habe und Verwachsungen in der Nase eine korrekte Atmung nicht zuließen. Nachträglich stellte sich heraus, dass die Nasennebenhöhlen total vereitert waren und der Eiter nicht abfließen konnte. Das alles war das Ergebnis von im Krieg verschleppten Erkältungen, von durchwachten Nächten in Kälte und Nässe bei Luftangriffen. An eine Behandlung war da kaum zu denken.

Der behandelnde Arzt hatte eine Praxis in Wuppertal-Barmen, sein Vater eine in Wuppertal-Ronsdorf. Die Wucherungen im Hals wurden in Ronsdorf entfernt, aus heutiger Sicht sicher nicht professionell:

Ich saß auf dem Schoß des Seniors, der mich festhielt. Der Junior verpasste mir eine Maulsperre, damit ich den Mund nicht mehr zu machen konnte. Dann bekam ich eine Maske aufs Gesicht, auf die er Äther träufelte. Wer je eine Äthernarkose bekommen hat, weiß wie unangenehm diese Prozedur ist. Zwischendurch wurde nachgeträufelt, weil ich bei der Operation wieder zu mir kam. Wenn ich daran denke, habe in den Gestank des Äthers noch in der Nase.

Nicht viel später kam in der Barmer Praxis die Nase dran. Beim ersten Mal habe ich mir noch nichts Böses dabei gedacht, als ich mit zwei Stäbchen in der Nase ins Wartezimmer gesetzt wurde, an denen Wattebäusche mit Betäubungsmittel befestigt waren. Bei der nächsten Operation wusste ich dann, was wieder auf mich zukam.

Die Operationen waren sicher notwendig. Aber die Art der Durchführung war schon zu dieser Zeit diskussionswürdig. Bei örtlicher Betäubung arbeitete der Arzt mit Hammer und Meißel und riss mit einer Zange Gewebe aus der Nase, auch mal mit eins, zwei und auf drei, wenn mich mal wieder der Mut verließ. Dabei schimpfte er, wenn ich ihm dabei seinen weißen Kittel mit Blut versaute. Ein HNO-Arzt, der mich später behandelte, drückte sich sehr vorsichtig aus, als er sagte, dass man heute so etwas anders machen würde.

Nach der Operation wurde die Nase mit Gaze vollgestopft, um die Blutung zu stillen. Die musste natürlich nach einiger Zeit wieder entfernt werden. Das ging nach dem Motto: Langsam und mäßiger Schmerz über lange Zeit oder schnell und heftiger Schmerz über kurze Zeit. Ich habe mich für die schnelle Methode entschieden. Der Arzt packte das Ende der Gaze und riss sie kurz und schmerzvoll aus der Nase.

Bei diesen Operationen wurden Schleimhäute in der Nase entfernt, die nicht hätten entfernt werden dürfen. Es hat sehr lange gedauert, bis die Eiterungen abgeklungen sind, Antibiotika habe ich nicht bekommen. Ich habe mir instinktiv so oft es ging, die Sonne auf die Nase scheinen lassen, weil ich merkte, dass sich das positiv auswirkte. Entgeltige Besserung haben erst zwei Kuraufenthalte gebracht, einmal auf Wangerrooge mit neunzehn Jahren und einmal auf Föhr, als ich knapp dreißig Jahre alt war.

Realschule und Währungsreform

Realschule

Das Jahr 1948 war das Jahr meines Wechsels von der Volksschule auf die Realschule und das Jahr der Währungsreform.

Am 01. April 1948 wurde ich in die Realschule für Jungen eingeschult. Die Währungsreform, auf die ich noch eingehen werde, fand am 20. Juni 1948 statt.

Mama und ich fuhren am Einschulungstag mit der Straßenbahn Linie 23 nach Wuppertal-Elberfeld. Die Schule war und ist heute noch an der Ecke Neue Friedrich Straße – Markomannenstraße. Sie heißt natürlich nicht mehr Realschule für Jungen, sondern Städtische Realschule Neue Friedrichstraße und ist eine Schule für Mädchen und Jungen. Nach über fünfzig Jahren habe ich sie noch einmal besucht, um eine Broschüre abzuholen, die 1986 anlässlich ihres hundertjährigen Bestehens erschienen war. Ich hatte per E-Mail Kontakt mit dem Rektor aufgenommen, um zusätzliche Informationen aus dieser Zeit zu bekommen. Leider war aus meiner Schulzeit nichts verwertbares mehr dabei außer einem Bild des Lehrerkollegiums von 1952. Darauf konnte ich den Lehrer Heinrich Kesper erkennen, der sechs Jahre lang mein Klassenlehrer war. Der Besuch meiner alten Penne nach so langer Zeit hat mich tief bewegt. Ich fand mich sofort wieder zurecht, denn es hatte sich wenig verändert.

Aber jetzt wieder zurück zum Einschulungstag. Mama war natürlich nur an diesem Tag dabei, aber ich war recht froh, sie in meiner Nähe zu wissen.

Wir stellten uns auf dem Hof vor der großen Eingangstreppe auf. Ein Lehrer rief der Reihe nach die Namen der neuen Schüler auf. Dabei konnte ich zum ersten Mal einen Erfolg auf der neuen Schule verbuchen, nämlich einen Lacherfolg. Als mein Name aufgerufen wurde, wieherte alles vor Freude. Ich hätte mich am liebsten verkrochen. Das war aber nur von kurzer Dauer. Der Schulalltag holte mich schnell ein.

Als erstes begriff ich, dass es mit den guten und sehr guten Schulnoten vorbei war. Um eine zwei in einem Fach zu bekommen, musste man sich schon sehr anstrengen. Meist ging es darum, fünf zu vermeiden und mit letzten Kräften eine vier zu erreichen. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen:

Sitzen geblieben bin ich nie, und stolz war ich darauf, dass ich in Mathematik und Französisch im Abschlusszeugnis eine zwei hatte. Die Anforderungen waren groß, im nachhinein habe ich aber immer wieder gemerkt, dass ich viel auf dieser Schule gelernt habe. Zum Beispiel hatte ich irgendwann mal in Englisch den Anschluss verloren und bin nie über ein ausreichend hinaus gekommen. Dafür ist bis heute aber noch einiges hängen geblieben.

Als Kind habe ich nie darüber nachgedacht, ob die beschriebene Krankheit nicht doch ein Handikap beim Lernen war. Das soll keine Entschuldigung für nicht zu tolle schulische Leistungen sein, aber aus heutiger Sicht hat mich das doch stärker belastet als ich es damals wahrgenommen habe.

In den sechs Jahren Realschule ist manches in den Hintergrund getreten, was vorher wichtig war. Die Zeit des unbeschwertem Spielens war vorbei, Lernen war angesagt. Der Tag war ausgefüllt mit der Fahrt zur Schule entweder mit der Straßenbahn oder später mit dem Fahrrad, den Schulstunden, der Rückfahrt und den Schularbeiten. Allerdings musste Zeit sein, nach der Schule erst mal in einen Obstbaum zu klettern, wenn die Kirschen oder die Pflaumen reif waren. Dann fand man meinen Ranzen vor der Haustür und Mama wusste: Der Junge sitzt auf irgend einem Baum.

Diese Vorliebe ist einem Kirschbaum fast zum Verhängnis geworden. Ein kurzstämmiger Sauerkirschenbaum verzweigte sich einen Meter über der Erde nach zwei Seiten. Wer konnte schon ahnen, dass er auseinanderbrechen würde, wenn Heinz und ich beide auf einer Seite hochklettern würden. Aus unserer großen Not konnte uns nur unser guter Nachbar Herr Rümmler helfen. Er verstand sich darauf, bei Bäumen der Notarzt zu sein und flickte ihn wieder zusammen. Papa hat lange Zeit nichts davon mit bekommen, der Baum trug auch im nächsten Jahr wieder die schönsten Früchte.

Im Sommer bin ich auch oft mit dem Rad zur Schule gefahren. Wahrscheinlich auch, um das Geld für die Straßenbahn zu sparen. Der Hinweg ins Tal war ein Vergnügen, der Rückweg eine Schinderei die Ronsdorfer Straße hinauf. Wer will es mir verübeln, dass ich mich dabei ab und zu mal an einen langsamen Lastwagen gehängt habe? Allerdings nur bis zu dem Zeitpunkt, wo ich Papa erklären musste, warum mein Fahrradlenker nicht mehr die Form hatte, die man von einem Lenker erwartet. Die Ladefläche des Lastwagens war darauf geknallt und ich war im Straßengraben gelandet.

Vergessen werde ich auch nicht eine Fahrt über den Wall in Elberfeld. Eine Frau mit Einkaufstaschen in der Hand wollte die Fahrbahn überqueren und ich bin nach links ausgewichen. Sie sprang in die selbe Richtung und ich bin nach rechts ausgewichen. Das ging so lange hin und her, bis ich sie bei relativ geringer Geschwindigkeit mit dem Vorderrad zwischen den Beinen erwischte und sie laut zeternd auf den Rücken fiel. Ihr war nichts passiert, aber der Auflauf auf dem Wall wurde immer größer. Ich stand mit einer Riesenangst dabei, bis mir ein älterer Herr zuflüsterte:

„Jung, mach dat de wech komms“.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich schnappte mir mein Rad und sauste los. Das war die erste und ich denke auch letzte „Fahrerflucht“ meines Lebens.

An die Lehrer der Realschule habe ich sehr unterschiedliche Erinnerungen. Gemeinsam hatten sie wohl alle, dass sie wie unser Papa den Krieg wie auch immer an der Front erlebt hatten und mehr oder weniger traumatisiert zurück gekommen waren. Als Kind macht man sich herzlich wenig Gedanken darüber, aber später weiß man einiges besser einzuordnen.

Unser Klassenlehrer **Heinrich** Kesper war der gute Pauker, der seine Klasse im Griff hatte, aber auch mal die Zügel schleifen ließ, wenn er es für angebracht hielt. Er hatte aber auch keine Probleme damit, uns in seinem Garten arbeiten zu lassen und das dann als Naturkundeunterricht zu deklarieren. Wir konnten es ihm heimzahlen, wenn wir im Deutschunterricht beim Lesen von Goethes Faust an die Stelle kamen, wo Gretchen zu Faust sagt:

„**Heinrich** mir graut vor dir“!

Beliebt war auch die Stelle bei Goethes Götz von Berlichingen:

„Er aber, sag's ihm, er kann mich.....!“

Heinrich hatte dann immer Mühe, unsere Interpretationen der Pünktchen zu unterbinden.

Unvergessen bei mir ist, dass Herr Kesper nichts unversucht ließ, mir die Teilnahme an geplanten Klassenfahrten zu ermöglichen. Er kam persönlich auf den Bergfrieden, um mit Mama und Papa eine finanzielle Lösung zu finden. Leider war immer das Geld so knapp bei uns, dass ich an den Fahrten an die Nordsee oder später auch nach Paris im Rahmen des Französischunterrichts nicht teilnehmen konnte. Das tat weh. Da war es schon ein Erlebnis, dass ich bei einer Fahrt an die Eder-Talsperre dabei war.

Herr Kesper hatte also bei uns die Zügel fest in der Hand. Ebenso unser Lehrer für Mathematik, Chemie und Physik. Da waren andere schlechter dran. Wir haben Lehrern, die der Klasse nervlich nicht gewachsen waren, das Leben sehr schwer gemacht. Welche Rolle ich dabei gespielt habe?

Ich war ein Mitläufer, kein Täter. Ich habe keinen Lehrer provoziert, bin aber auch nicht dagegen eingeschritten. Aber welches Kind kommt schon auf diese Idee.

Anders lag der Fall bei unserem Englischlehrer. Er erzählte gerne von seinen Kriegserlebnissen, sicher für ihn eine Art der Verarbeitung dieser Ereignisse. Wenn wir also keine Lust hatten zu lernen, fragten wie ihn:

„Wie war das denn damals noch, als Sie Soldat waren?“

Dann ging schnell mal eine Stunde um, ohne das Englisch gelernt wurde.

Zu meinen Mitschülern hatte ich überwiegend ein entspanntes Verhältnis. Ein guter Freund wurde Klaus Pallkötter, genannt Pille. Wir fuhren immer gemeinsam mit der Straßenbahn zur Schule und wieder nach Hause, den er wohnte in Wuppertal-Ronsdorf. Pille litt an einer starken Form von Asthma. Mir ist oft Angst und Bange geworden, wenn er einen Anfall erlitt und mit hochrotem Kopf nach Luft rang. Leider haben wir uns nach der Schule aus den Augen verloren; es hat auch in späteren Jahren nie ein Klassentreffen gegeben.

Mit einem anderen Jungen entwickelte sich eine besondere Zusammenarbeit. Er brachte immer großzügig belegte Pausenbrote mit zur Schule, denn seine Eltern hatten ein Lebensmittelgeschäft. Großzügig belegte Pausenbrote konnte man in dieser Zeit gut für die Möglichkeit eintauschen, Hausarbeiten abzuschreiben. Ich hatte keine Bedenken, bei diesem Geschäft ein Partner zu sein, denn ein knurrender Magen übertönt jedes Gewissen.

Zwei Prügeleien mit Mitschülern sind mir in Erinnerung geblieben. Einmal habe ich ausgeteilt, einmal habe ich fürchterlich eine gescheuert bekommen:

Ein Mitschüler, der älter, größer und auch stärker war, hatte mich über längere Zeit immer wieder geärgert und mich auch tätlich angegriffen. Heute nennt man das Mobbing, ihm gefiel wahrscheinlich meine Nase nicht. Das hörte erst auf, als ich einmal meinen ganzen Mut zusammen kratzte, an ihm hochsprang und ihn fürchterlich auf die Nase haute. Das hat ihn so beeindruckt, dass er mich ab da in Ruhe ließ.

Ein anderer Junge wurde gerne gehänselt, nicht weil er dumm war, sondern weil er etwas unglücklich aussah. Er war aber sehr gutmütig und ließ sich viel gefallen. Leider hatte ich das Pech, zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort eine Bemerkung zu machen, die

wohl in diesem Moment das Fass bei ihm zum Überlaufen brachte. Er hat mir so einen Schlag versetzt, dass ich es heute noch für erwähnenswert halte.

Mit der „Mittleren Reife“ wurde ich nach sechs Jahren aus der Realschule entlassen. Die Mittlere Reife war der erstrebte Abschluss dieser Schulform. Wer weiter lernen wollte, um später zu studieren, musste aufs Gymnasium wechseln. Das war allerdings nicht so selbstverständlich wie heute. Es war schon etwas besonderes, dass mir meine Eltern den Besuch der Realschule ermöglicht hatten. Die anschließende Lehre war eine Selbstverständlichkeit. Ich hatte aber auch keine Lust mehr zu lernen und war froh, dass die sechs Jahre um waren.



Heinrich Kesper – Mein Klassenlehrer

Währungsreform

Nach dem Krieg, der am 08. Mai 1945 endete, waren die Jahre 1946 und 1947 von Not und Hunger bestimmt. Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs waren streng rationiert und nur gegen Bezugsscheine erhältlich. Die Bevölkerung hungerte und fuhr zu „Hamsterfahrten“ aufs Land. Unsere Erfahrungen dabei habe ich bereits beschrieben. Der Tauschhandel bestimmte den Alltag. Die damalige Währung, die Reichsmark, war kaum noch etwas wert. Eine Ware wurde zum Währungsersatz und zwar Zigaretten. Sie wurden als Währung allgemein akzeptiert.

Im März 1948 beschlossen die Besatzungsmächte der drei von den Amerikanern, Engländer und Franzosen besetzten Westzonen, die bereits ein einheitliches Wirtschaftsgebiet bildeten, den Weg für eine neue Währung freizumachen.

Die Ahnungen und Vermutungen, dass etwas in dieser Richtung geschehen würde, führten trotz größter Geheimhaltung zu einem völligen Vertrauensverlust gegenüber der alten Währung. Waren wurden zurückgehalten und gehortet, um für den Tag „X“ gerüstet zu sein.

Am 19. Juni 1948 war es dann soweit. Die Währungsreform wurde bekannt gegeben, am 20. Juni wurde die neue Währung ausgegeben. Jeder Einwohner erhielt 40 Deutsche Mark, die DM war geboren.

Plötzlich waren die Geschäfte mit den zurück gehaltenen Waren gefüllt, man konnte alles kaufen, doch das Geld war wieder knapp. Viele kleine Sparer waren die Verlierer, die Sparguthaben wurden stark abgewertet. Wer Sachwerte besaß, war fein raus, denn sie behielten ihren Wert auch in der neuen Währung.

Ich will und kann hier nicht alle Einzelheiten dieser Währungsumstellung aufzeigen. Erstens sind meine Erinnerungen daran sehr schwach, zweitens ist das Thema zu umfangreich. Im Internet findet man umfassende Informationen dazu.

Eine konkrete Beziehung habe ich aber doch zur Währungsreform. Ich war mit Mama in Elberfeld auf dem Markt einkaufen. Da gab es plötzlich so halbrunde, gelbe Dinger, die ich noch nie gesehen hatte. Mama nannte sie Bananen. Sie schmeckten gut, aber ich hatte nicht unbedingt das Gefühl, in der Vergangenheit etwas großartiges versäumt zu haben. An Obst hatte es ja bei uns durch den Garten selten gefehlt.

Der Wirtschaftsaufschwung, der nach der Währungsreform einsetzte, brachte es auch mit sich, dass sich die Situation auf dem Wohnungsmarkt nach und nach entschärfte. Häuser wurden wieder aufgebaut, Wohnungen angeboten.

Tante Else und Onkel Willi zogen am Bergfrieden aus und Mama und Papa bekamen endlich ihr Schlafzimmer zurück. Wir drei Kinder hatten jetzt die beiden Räume auf dem teilweise ausgebauten Dachboden für uns.

Einmal wurde es auf dem Dachboden aber noch mal eng, als Heinz seine Inge heiratete und sich der kleine Dirk ankündigte. Das war aber schon 1955 und dauerte auch nur rund ein halbes Jahr. Heinz und Inge bekamen das „größere“ der beiden kleinen

Zimmer zum Schlafen. Kochen mussten sie aber auf dem Oller²², dafür wurde extra eine Gasleitung nach oben gelegt. Ingrid und ich schliefen in dem kleinen Zimmer, ein Zustand, der wie gesagt nur von kurzer Dauer war. Denn als sich die Geburt von Dirk ankündigte, zog das Ehepaar in Inges ehemaliges Kinderzimmer am Buschland um.

Die Häuser am Buschland wurden auch die „Gummisiedlung“ genannt. Der Gummiwarenhersteller Vorwerk und Sohn brachte hier seine Arbeiter unter, die zum Teil vorher in einer mit Wohnparzellen unterteilten Werkshalle gewohnt hatten.

Inges Vater hatte als Meister bei Vorwerk Arbeit gefunden, Heinz war dort Lehrling. Dadurch lernte er 1949 seine spätere Frau kennen, die mit ihren Eltern aus Ostpreußen geflohen war und auch in der Werkshalle ihre erste Unterkunft fand.

Ich war auch nicht ganz unschuldig daran, dass die beiden sich näher kamen. Heinz schickte mich mal mit einem Briefchen zur Inge, musste also den „Postillion d'Amour²³“ spielen und lernte dabei auch die derzeitigen Verhältnisse kennen, unter denen die Flüchtlinge leben mussten.

Ich denke, dass der Aufschwung nach der Währungsreform es auch mitbrachte, dass Onkel Hans, der jüngste Bruder von Papa, seinen Job als Straßenbahnfahrer wieder aufgeben konnte und eine Anstellung in der Eisenwaren- und Werkzeugbranche fand. Jedenfalls fuhr er bald mit einem Firmenwagen bei uns vor und wir Kinder waren glücklich, wenn er uns hin und wieder mitnahm. Da er einen Umweg über Lichtscheid fahren musste, um wieder zur Ronsdorfer Straße zu kommen, durfte ich ab und zu eine kurze Strecke mitfahren, um dann von der Ronsdorfer Straße wieder nach Hause zu laufen. Vielleicht hätte es meinen Eifer in dieser Hinsicht etwas gebremst, wenn ich damals gewusst hätte, dass ich fast mein halbes Leben im Auto verbringen würde.

²² Dachboden

²³ Liebesbote

Neue Freunde

Mit dem Besuch der Realschule ab 1948 veränderte sich der Freundeskreis. Schulfreunde wie Pille kamen dazu und noch ein Junge aus meiner Klasse, den ich oft in Ronsdorf besucht habe. Er lebte mit seiner Mutter in einer Behelfswohnung im Keller einer Kaserne, nachdem sie vor den Russen aus Ostdeutschland geflohen waren.

Aber auch auf dem Bergfrieden gab es ein neues Gesicht. Horst war in die „Villa“ gezogen, die ich schon bei der Schilderung des Luftangriffes auf Elberfeld beschrieben habe. Sein Vater besaß eine Fabrik in Wuppertal-Barmen, die Bänder und Spitzen herstellte.

Die „Villa“, wie wir sie nannten, war ein großes, freistehendes Haus mit vielen Zimmern, umgeben von einem parkähnlichen Garten.

Sie hatte große und hohe Räume, ein krasser Gegensatz zu unserem beengten Wohnen. Meine größte Bewunderung aber galt dem Kühlschrank, der in der Küche stand. Das war Luxus pur, den unser Kühlschrank war immer noch der Keller, in dem es einige Grade kühler war als in der Wohnung.

Mit zunehmendem Alter wuchs natürlich auch das Interesse an „Freundinnen“. Bei unserer Klassenfahrt zur Eder-Talsperre lernte ich ausgerechnet erst bei unserer Abschlussfeier abends am Lagerfeuer ein Mädchen kennen, dessen Name mir entfallen ist. Ich glaube, die Liebe zu ihr war recht einseitig. Jedenfalls habe ich es nur geschafft, ihr beim Abschied am nächsten Tag ein Zettelchen mit meiner Adresse zuzustecken. Aber wie so oft in solchen Fällen: Ich habe sie nie wieder gesehen.

Schon etwas besser lief es mit Heike. Ich weiß heute noch ihren Namen und weiß auch noch, wo sie wohnte. Sie weiß allerdings nichts von mir. Wir fuhren oft gemeinsam mit der Straßenbahn zur Schule und ich versuchte immer wieder, ihr ein Zettelchen zu zustecken, um ihr meine Liebe zu gestehen. Sie anzusprechen habe ich mich nicht getraut. Dafür stand ich dann oft abends vor dem Haus, indem sie wohnte, und versuchte, einen Blick hinein zu werfen, um sie zu sehen. Na, das war dann auch nicht das gelbe vom Ei, aber der eine oder die andere wird ähnlich unergiebig Erfahrungen in diesem Alter gemacht haben und kann das nachempfinden.

Bei meiner Engländerin war das schon etwas anderes. Den Namen weiß ich auch nicht mehr, aber das Interesse füreinander beruhte schon auf Gegenseitigkeit. Wieso Engländerin?

Am Dausendbusch wohnten immer noch englische Offiziere in beschlagnahmten Häusern. Einer davon hatte eine hübsche Tochter in meinem Alter (oder doch schon etwas älter?), mit der ich mich anfreundete. Das hatte den Vorteil, dass ich ab sofort in ihrer Begleitung die Kasernen am Freudenberg betreten und zum Beispiel im Feuerlöschteich innerhalb des Geländes schwimmen durfte. Unschätzbar war auch die Möglichkeit, mit den Tommys²⁴ Tischtennis zu spielen oder englischsprachige Filme zu sehen. Viel habe ich dabei nicht verstanden, aber einige englische Vokabeln hatte ich doch schon beim

²⁴ Tommy ist eine volkstümliche Bezeichnung für den englischen Soldaten

Englischunterricht gelernt. Das war sicher auch eine Hilfe bei der Verständigung mit meiner Freundin, denn ich bin sicher, dass ich mehr englisch konnte als sie deutsch. Dieses für mich nützliche Verhältnis endete abrupt, als meine Freundin plötzlich einen englischen Freund hatte, der wohl auch etwas älter war als ich. Ich denke, dass er Erwartungen erfüllte, die ich noch nicht erfüllen konnte. Jedenfalls war mir bewusst, dass meine Engländerin geküsst werden wollte. Da ich nicht sicher war, ob ich das richtig machen würde, ließ ich es vorsichtshalber ganz sein. Das war dann einer der Gründe, dass diese Beziehung ein Ende fand.

Wer jetzt erwartet, dass ich hier die Probleme meiner Pubertät ausbreite, wird enttäuscht sein. Wir haben alle diese Zeit durchgemacht mit wunderschönen Erlebnissen und mit großen Enttäuschungen. Mädchen wie Jungen wirbelt diese Entwicklung die Gefühle durcheinander, mal mehr, mal weniger. Also kann jeder nachempfinden, dass es eine schöne, aber auch schwierige Zeit war, in der man langsam erwachsen wurde.

Ich denke, dass es auch mit meiner Pubertät zu tun hatte, dass ich gemeinsam mit zwei Freunden dem Betreiber des Lebensmittelgeschäftes, das im Haus von Familie Klaus war, einen üblen Streich spielte.

Das ich nur Schmiere dabei stand, soll keine Entschuldigung sein. Jedenfalls kannte sich der etwas ältere Mittäter besser mit Autos aus als ich. Er vertauschte die Zündkabel (ich hoffe, das ist fachmännisch ausgedrückt) und verstopfte das Auspuffrohr mit Papier. Als der erste Grund für das Nichtanspringen des Autos erkannt war und der Motor wieder lief, flog der Auspuff auseinander. Von Mama und von der Frau des Autobesitzers wurde ich eindringlich dazu befragt. Es tut mir heute noch ein bisschen leid, dass ich Mama dabei so belogen habe. Bis jetzt sind deshalb die Täter unerkannt geblieben, bis jetzt!!

Helmut wird erwachsen

Trampen und Wandern

Mir fällt auf, dass ich nach so vielen Jahren immer mal wieder schreibe „ich weiß nicht mehr genau“ oder „ich kann mich nicht mehr genau erinnern“. Es bleibt eben nicht alles nach vielen Jahren abrufbar.

Also, auch jetzt wieder:

Ich weiß nicht mehr, wie der Freund hieß, mit dem ich auf die Idee kam, mit Hilfe von Mama einige Utensilien zusammen zu packen und per Anhalter in den Schwarzwald und zum Bodensee zu trampen.²⁵

Die Mutter des Freundes war zur Kur an den Bodensee gefahren, wir wollten sie dort besuchen. Ich war sechzehn Jahre alt und mit der Vorbereitung einer solchen Tour etwas überfordert. Ich glaubte jedenfalls, mit drei Wehrmachtsplanen, die zusammen geknüpft ein kleines Zelt ergaben, für die Nächte gut gerüstet zu sein. Das sollte sich als Irrtum erweisen.

Wir fuhren mit der Straßenbahn nach Hilden und stellten uns dort an die Autobahn, um einen freundlichen Autofahrer zu finden, der uns mit in Richtung Süden nahm. Es dauerte einige Zeit, bis wir merkten, dass man auf einer Autobahn nicht so ohne weiteres anhalten kann. Also machten wir uns auf den Weg zur Raststätte, um dort unser Glück zu versuchen.

Wir hatten Glück, denn der Fahrer eines kleinen VW-Busses, der in den Schwarzwald wollte, bot uns an, ihn bis zum Titisee zu begleiten. Der Tag fing also gut an und hörte auch gut auf, denn wir konnten auf einem Campingplatz am Titisee unser „Zelt“ aufbauen. Die Nacht war dafür weniger gut. Es wurde kalt und der Wind piffte durch die Knopflöcher der Wehrmachtsplanen. Wir froren erbärmlich, der harte Boden trug das Seine zu unserem Unwohlsein bei.

Diese Umstände waren wohl der Grund dafür, dass wir uns am nächsten Morgen total verkrachten und mein „Freund“ ohne Abschied das Weite suchte, um auf eigene Faust nach seiner Mutter zu suchen.

Mein Glück war, dass ich mich noch auf dem Campingplatz mit einem Jungen anfreundete, mit dem ich anschließend eine relativ stressfreie Woche verbrachte und mit ihm den südlichen Schwarzwald und den Rheinfluss von Schaffhausen in der Schweiz kennen lernte.

Mein neuer Freund – und er sollte sich als echter Freund erweisen – war Pfadfinder und gehörte zu den Deutschen Pfadfindern St. Georg (DPSG). Heute würde man sagen, er hatte ein Überlebenstraining mitgemacht, denn er konnte Karten lesen, die Himmelsrichtungen nach dem Moosbewuchs der Bäume bestimmen und Suppe kochen, denn er hatte einen Kochtopf dabei.

²⁵ per Anhalter fahren - die kostenlose Mitreise in einem fremden Auto



Mein Freund, der Pfadfinder – Blick vom Herzogenhorn

Wir wanderten am ersten gemeinsamen Tag vom Titisee zum Feldsee und weiter über den Feldberg und das Herzogenhorn bis nach Menzenschwand, das heute zu St. Blasien gehört. Nach der durchfrorenen Nacht auf dem Campingplatz am Titisee war die Übernachtung in der dortigen Jugendherberge ein echter Fortschritt.

Rund vierzig Jahre später habe ich Menzenschwand wieder besucht, als ich zur Kur in Bad Dürkheim war. Ich stand wieder vor der Herberge und war überwältigt. Sie stand noch da, wie ich sie in Erinnerung hatte und ich hatte das Gefühl, dass ich sie erst gestern zum ersten mal betreten hätte. Leider war sie geschlossen. So konnte ich nicht fragen, ob das Gästebuch noch existiert, in dem wir uns vor vierzig Jahren eingetragen hatten.

Am nächsten Tag erreichten wir nach einer Rast am Schluchsee St. Blasien, die Stadt mit der drittgrößten Kuppelkirche Europas. Ich hatte damals noch nicht viel für Kirchenbesichtigungen übrig, aber mein neuer Freund kannte sich schon damit aus, denn als Kölner hatte er zu Hause eine Menge Anschauungsmaterial. Er konnte mir in der Kirche einiges zur Architektur und zur Geschichte erzählen. So wurde es auch für mich ein bemerkenswertes Erlebnis.

Es muss aber auch ein anstrengendes Erlebnis gewesen sein, denn nach der Strecke, die wir bereits zurückgelegt hatten und dem Kirchenbesuch waren wir so geschafft, dass wir auf dem Weg nach Todtmoos, das wir noch erreichen wollten, wohl einen sehr müden Eindruck gemacht haben. Jedenfalls hielt auf freier Strecke der Linienbus neben uns, der über St. Blasien nach Todtmoos fuhr.

„Wollt ihr mitfahren“? fragte der Busfahrer. Natürlich wollten wir. Beim Bezahlen raunte er uns leise zu, damit die anderen Fahrgäste es nicht hörten: „Fahrscheine gut verwahren“! An der Endstation in Todtmoos gab er uns im Tausch gegen die Fahrscheine das Fahrgeld wieder zurück. Mein Kumpel spendierte ihm dafür ein paar Zigaretten, die er wohl für solche Fälle dabei hatte, denn ich habe ihn nie rauchen sehen.



In Todtmoos gingen wir zuerst zum Dorfpfarrer, denn wir hatten für die Nacht noch kein Dach über dem Kopf. Mein katholischer Pfadfinder hatte einen guten Draht zur Kirche und damit auch zu Pfarrern. Er wusste jedenfalls, dass der uns nicht im Regen stehen lassen konnte. So war es dann auch. Er brachte uns zu einem Bauern, bei dem wir in der Scheune schlafen durften. Damit hatten wir für diesen Tag mal wieder ausgesorgt.

Helmut vor der Waldkapelle

Zwei weitere Tage brauchten wir, um den Rhein zu erreichen. Welchen Weg wir dabei genommen haben, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls haben wir dabei einmal in einer Waldkapelle und wieder in einer Jugendherberge übernachtet. Das Lager in der Holzkapelle haben wir mit einigen Ratten geteilt, die sich in der Nacht an einem Kanten Brot gütlich taten, den wir dummerweise für sie zugänglich liegen gelassen hatten.

Den Rhein hinauf sind wir ein Stück mit dem Zug gefahren. Das war Luxus pur bei dem wenigen Geld, das mir zur Verfügung stand. Wir erreichten die Schweizer Grenze, wo wir auch noch eine Mark und fünfzig Pfennig für den Grenzübertritt bezahlen mussten. Das tat weh, aber wir wollten unbedingt nach Schaffhausen, um den Rheinfall zu sehen. In der dortigen Jugendherberge haben wir übernachtet. Na, der Rheinfall war zwar nicht unbedingt ein Reinfeld, aber wir hatten ihn uns schon gewaltiger vorgestellt. Beeindruckender war für mich, dass die Züge in der Schweiz bereits mit elektrischem Strom fahren, das kannte ich damals noch nicht.

Beeindruckt hat mich zuerst auch, dass die Schweizer immer „Grütze“ zu uns sagten, wenn wir ihnen auf dem Weg nach Schaffhausen begegneten. Es hat etwas gedauert, bis wir merkten, dass sie uns mit einem freundlichen „Grüezi“ auf Switzerdütsch einen schönen Tag wünschten.

Was macht man, wenn man in der Schweiz ist, noch genau fünf Mark in der Tasche hat und unbedingt noch zum Bodensee möchte?

Man verzichtet auf den Bodensee und macht sich schleunigst auf den Heimweg. Das gelingt natürlich wieder nur mit Hilfe von freundlichen Menschen, die einem im Auto kostenlos mitnehmen. Die Erfahrungen, die ich dabei gemacht habe, waren überwiegend positiv. So hat sich bei mir ein Mercedes-Fahrer ein Denkmal gesetzt, der mich in Frankfurt zum Essen eingeladen und mich anschließend noch zur Jugendherberge gefahren hat.

Leider bin ich aber auch an einen Typen geraten, der mir an die Wäsche wollte. Ich war aufgeklärt und hatte Glück: Meinem daraufhin energisch geäußerten Wunsch, an der nächsten Raststätte auszusteigen, kam er problemlos nach. Bald wurde mir klar, warum er in Frankfurt an der Autobahnauffahrt *mich* zum mitfahren aufforderte, obwohl eine Menge anderer Anhalter dastanden. Ich war wohl in meinen kurzen Hosen ein Blickfang für ihn. Na ja, ist ja noch mal gutgegangen.

In Hilden angekommen, bin ich mit der Straßenbahn nach Hause gefahren. Ja, das Geld dafür hatte ich noch. Es ist sogar noch etwas mehr als eine Mark von den dreißig Mark übrig geblieben, die ich für meinen „Ausflug“ mitgenommen hatte.

Mein Freund ist noch weiter zum Bodensee gewandert. Wir haben danach noch mal schriftlich Kontakt gehabt, denn er hat mir noch ein paar Fotos geschickt. Aber dann habe ich leider nichts mehr von ihm gehört. Das bereue ich heute. Ich weiß nur noch, dass er in Köln wohnte, kann mich an den Namen aber nicht mehr erinnern. Ob er noch lebt?

1954

1954 waren zwei Ereignisse für mich von Bedeutung:

Die Schule war zu Ende und meine Lehre bei der Firma Braubach und Plitt in Elberfeld begann und damit der Ernst des Lebens.

Na, ganz so ernst wurde es dann doch nicht. Ich war richtig froh, dass die Penne zu Ende war, musste aber damit leben, dass mit einer Lehre als Großhandelskaufmann einmal wöchentlich auch der Besuch der Berufsschule verbunden war. Dort lernten ein Klassenkamerad der Realschule und ich unter anderem, dass man statt zusammen zählen auch addieren und statt abziehen auch subtrahieren sagen könne. Wir waren sicher nicht überheblich, langweilten uns aber entsetzlich. Ich habe oft meine Hausarbeiten dann in der letzten Reihe angefertigt, wenn der Lehrer in der ersten Reihe anfang zu kontrollieren. Das führte einmal dazu, dass ich mir bei meinem Abteilungsleiter eine gewaltige Gardinenpredigt anhören musste, weil der Lehrer sich über unseren Blödsinn beschwert hatte.

Um das jetzt aber nicht zu negativ werden zu lassen: Ich war ein fleißiger und aufmerksamer Auszubildender, wie man heute sagt. Damals war ich der Lehrling oder der „Stift“. Lernte Kurzwaren²⁶ sortieren, Gardinen messen und schneiden, Teppiche umwälzen und zur Dekoration an die Wand nageln sowie Matratzen schleppen. Ich lernte aber auch, auf Menschen zuzugehen, ein Verkaufsgespräch zu führen und ein Telefon zu bedienen. Ja, richtig gelesen. Wir hatten zu Hause kein Telefon und ich hatte anfangs richtig Angst, den Hörer abzunehmen. Vor lauter Aufregung verstand ich kein Wort. Wenn ich heute überlege, wie viel ich in meinem Leben telefoniert habe, dann ist das kaum vorstellbar.

Lehrjahre sind keine Herrenjahre, das galt damals noch mehr als heute. Ich weiß noch genau, dass die Herren Angestellten uns Aufgaben stellten, die auch in jener Zeit nicht zu den Tätigkeiten eines Lehrlings gehörten. So musste ich einmal die leeren Flaschen entsorgen, die sich im Laufe der Zeit ohne Wissen des Abteilungsleiters im Messraum angesammelt hatten. Im Messraum stand eine Stoffmessmaschine, unter der man die Überbleibsel fröhlicher Feiern gut verstecken konnte. Die Herren Angestellten waren auch nicht Freunde zu vieler Arbeit. Deshalb verkroch man sich gelegentlich in einem kleinen Raum, der voller Ballen Biberstoff war, aus denen Betttücher hergestellt wurden. Gemäß der Hierarchie durften wir zwar mit faulenzten, mussten aber ihren Schlaf bewachen und Meldung machen, wenn über die Hauslautsprecher nach ihnen gesucht wurde. In eine Apotheke gehen und den Herren Präservative besorgen gehörte auch damals eigentlich nicht zu den Aufgaben eines Lehrlings.

Na, auch als Lehrling steigt man auf und kommt ins zweite und dritte Lehrjahr. Da ich erst mit siebzehn Jahren in die Lehre kam und für mein Alter auch relativ groß war, hat man mich gerne und oft als Verkäufer eingesetzt. Die Einzelhändler aus der Umgebung kamen teilweise mit ihren Kunden zum Großhandel, um zum Beispiel Teppiche, Gardinen oder auch Matratzen einzukaufen. Dann galt es, nicht den Großhandelspreis zu

²⁶ unter Kurzwaren versteht man kleine Gegenstände zum Nähen. Dazu gehören Knöpfe, Zwirne, Schnallen, Nadeln und Reißverschlüsse.

verraten, sondern die Spanne für den Einzelhändler aufzuschlagen. Geholfen hat uns dabei eine Verschlüsselung, damit wir den bereits kalkulierten Endpreis ablesen konnten. Diese Verschlüsselung wende ich heute noch an, um Daten auf dem PC unlesbar zu machen.

Mit den wachsenden Aufgaben als Lehrling kam auch immer mehr Verantwortung auf mich zu. In der Kurzwarenabteilung war ich zuständig für die Zusammenstellung der Aufträge, die Außendienstmitarbeiter der Firma ins Haus brachten. Ich war mächtig stolz, dass man mir die volle Verantwortung dafür übertrug und die Bewunderung für diese lässig auftretenden Außendienstmitarbeiter war mitbestimmend für meinen späteren beruflichen Werdegang.

Im dritten Lehrjahr hat man dann auch mal die Gelegenheit, ein Nickerchen zu machen um sich vom Stress der Arbeit zu erholen, ohne dass ein fauler Angestellter es einem ermöglichte. Es gab Arbeit in einem Matratzenlager, das im Keller untergebracht war. Matratzen laden nun mal zum Ausruhen ein und das taten ich und einige Mitauszubildende dann auch. Bis unser Geschäftsführer auftauchte und wir vor Schreck hochschossen. Das gab eine Abreibung und einen mündlichen Bericht an unsere Abteilungsleiterin. Wir haben hinterher erfahren, was er ihr erzählte:

„Wenn die Blödmänner liegen geblieben wären, hätte ich sie gar nicht gesehen“. Der Mann hatte Humor.

Diese Reaktion spricht auch dafür, dass damals zwischen der Führung des Hauses, den Abteilungsleitern sowie den Angestellten und Lehrlingen ein soziales Verhältnis bestand. Man hatte immer das Gefühl, dass der Chef auch jeden Lehrling kannte, es war irgendwie eine große Familie.

Deshalb war es auch selbstverständlich, dass ich mit Hilfe der Firma 1958 den Führerschein machte. Meine Eltern konnten das Geld dafür nicht aufbringen. Braubach und Plitt stellte die Summe zur Verfügung, ich konnte sie in kleinen Raten abstopfern. Unvergesslich sind die nach bestandener Prüfung ersten Fahrten mit den Firmenwagen durch Elberfeld, bei denen ich, wie man so schön sagt, Blut und Wasser geschwitzt habe.

Aber mit der Zeit hatte die Firma Braubach und Plitt wie so viele Firmen auf der Hofaue²⁷ mit ihrem Konzept keine Chance mehr in einer schnelllebigen Zeit. Heute ist das Gelände Teil eines großen Einkaufszentrums.

Meine Kaufmannsgehilfenprüfung zum Großhandelskaufmann habe ich übrigens mit einem „gut“ bestanden.

²⁷ die Hofaue war seit 1900 eine in Deutschland und darüber hinaus bekannte Textilhandelsstraße, dort wurden die Produkte der bergischen Textilindustrie in alle Welt verkauft.

Das Jahr 1954 war aber auch das Jahr der Fußballweltmeisterschaft, bei der Deutschland zum ersten Mal Fußballweltmeister wurde.

Fußball war damals noch nicht so mein Ding. Das erklärt es wohl, dass mein Bruder Heinz, der bei der Post verantwortlich für eine Baustelle am Hofkamp war, mir die Aufsicht über eine vorübergehend installierte Ampelanlage übertrug. Ich musste immer, wenn eine Straßenbahn kam, die Ampel für die Autos auf rot schalten.

Heinz konnte sich in einer Kneipe das Endspiel ansehen, ich habe mir etwas Geld damit verdient.

Wenn dabei etwas passiert wäre, hätte Heinz bei dieser Übertragung der Verantwortung wohl mit schweren Konsequenzen rechnen müssen. Aber es ist ja nichts passiert. Ich habe immer rechtzeitig aufs Knöpfchen gedrückt.

Wenn man heute einen sechzehnjährigen Jugendlichen fragt, was er bereits von der Welt gesehen hat, wird er nachdenken müssen. Urlaube mit den Eltern im In- und Ausland sind oft die Regel.

Mama hatte noch nie das Meer gesehen, als ich sechzehn war. Papa war zwar als Soldat in Frankreich, Italien und Russland, aber Urlaub konnte man das kaum nennen.

Man kann verstehen, dass es für mich - wie schon beschrieben - ein Riesenerlebnis war, per Anhalter den Schwarzwald und ein Stück Schweiz zu erleben.

Deshalb gab es für mich auch kein Nachdenken, als mich Rolf fragte, ob ich mit ihm eine Motorradtour machen will. Rolf war und ist ein Freund von Heinz, der anderthalb Jahre älter ist als ich. Natürlich wollte ich. Aber meine Lehre hatte im April begonnen und der Anspruch auf Urlaub lag noch in weiter Ferne. Doch ich hatte einen verständnisvollen Chef, der in der Nähe am Dausendbusch wohnte. Wohl auch als Solidarität mit einem „Nachbarn“ bekam ich kurzfristig seine Erlaubnis.

Mit der Ausrüstung haperte es etwas. Lederjacke konnten wir uns nicht leisten, über Helmpflicht sprach man zu der Zeit noch nicht. Dass wir wenigstens eine Kappe und eine Brille besaßen, hier der Beweis:

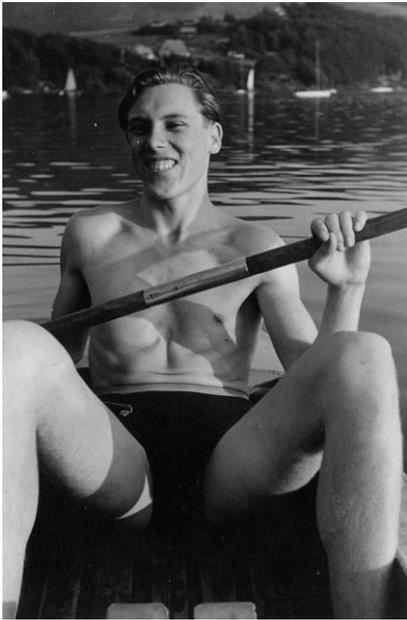


Obwohl wir überwiegend schönes Wetter hatten, froren wir oft erbärmlich. Nicht nur bei der Fahrt, sondern vor allem nachts in einem kleinen Zelt, das unter den anderen Zelten auf dem Campingplatz kaum auszumachen war.

Ich erinnere mich an eine Nacht, in der wir auf etwas Stroh liegend vor Kälte kaum in den Schlaf fanden, um dann morgens um fünf von einem

Frühaufsteher mit einem Trompetensolo geweckt zu werden.

Unser erstes Ziel war der Eder-Stausee, den wir nach einer Fahrt durchs schöne Sauerland erreichten. Hier wurden Erinnerungen an meine einzige Klassenfahrt wieder wach, die einzige, die wir uns aus finanziellen Gründen leisten konnten.



Weiter ging die Fahrt jetzt in südwestlicher Richtung an der Lahn entlang zum Rhein, wo wir in der Nähe von Andernach das Kloster Maria Laach besuchten und am Laacher See übernachteten. Ich weiß nicht mehr, wie viele Tage wir unterwegs waren, ich weiß aber noch, das es ein Erlebnis für mich war. Und gesund zurück gekommen sind wir auch.

Das eine oder andere habe ich bereits von meiner Lehre bei Braubach und Plitt erzählt. Fast hätte ich aber etwas vergessen, was sich als nicht ganz unwichtig für mein späteres Leben herausstellen sollte.

Am 1. November 1956 stellte uns unsere Abteilungsleiterin eine neue Kollegin mit dem Namen Gisela Fischer vor. Sie hatte bereits ausgelernt und war als Verkäuferin eingestellt worden. „Na, wieder eine, die mich herumkommandieren will“, dachte ich. Ich war ja noch in der Lehre, wenn auch schon im dritten Lehrjahr.

Meine Befürchtungen wurden schnell bestätigt:

„Und der Herr Hinterthür geht jetzt mal mit mir in den Matratzen-Keller“ tönte sie.

„Und das Fräulein Fischer geht jetzt mal schön alleine“, bekam sie zurück.

Das war ein Fehler. Ich war damals kein Frauenkenner (und bin es auch bis heute nicht geworden). Natürlich wollte sie mal mit mir alleine sein. Das begriff ich aber erst ein wenig später. Doch ich erinnere ich mich bis heute, was sie bei unserer ersten Begegnung anhatte.

In einem schwarzen Rock und einem roten Pulli gekleidet stand sie vor mir und gab mir die Hand. Gab mir die Hand und das war´s. Aber irgend etwas hätte passieren *müssen*!!

Zum Beispiel hätte ein Blitz einschlagen oder ein Engelschor singen können. Doch nichts dergleichen geschah. Immerhin stand die Frau vor mir, mit der ich jetzt 48 Jahre glücklich verheiratet bin, die die Mutter meiner beiden Kinder und die Oma unserer drei Enkel ist.

So oder ähnlich wird mancher denken, wenn er über Zufälle und Schicksal nachdenkt. Jedenfalls muss es so etwas wie „Liebe auf den ersten Blick“ gewesen sein, denn es nicht lange gedauert, bis wir uns heimlich hinter der Verkaufstheke an den Händen gehalten haben.

Verlobt haben wir uns am 13. September 1958 und geheiratet am 7. Februar 1959. Aber das ist eine andere Geschichte, die ich vielleicht später mal erzähle.

Diese Aufzeichnung widme ich²⁸ meinen Kindern und meinen Enkeln, um Fragen zu beantworten, die *ich* leider zu selten *meinen* Eltern und *meiner* Oma gestellt habe.

²⁸ Helmut Hinterthür 2007